

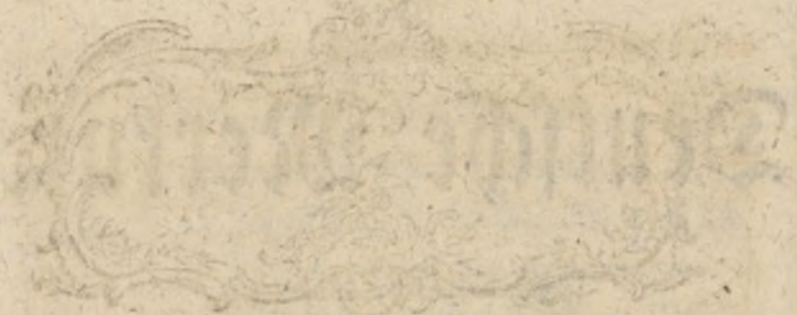
Der
Deutsche Merkur.

Des zweenen Bandes
Zweytes Stück.



May 1773.

Weimar
Im Verlag der Gesellschaft.



AYUNTAMIENTO DE MADRID

ORDEN DE

DE

DE

DE

DE

DE

DE



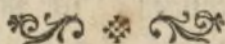
Der
Deutsche Merkur.

May 1773.



I.

Das sittliche Vergnügen.



Von

dem Verfasser der Beyträge zur allgemeinen
Naturlehre.

I.

Wessen Stimme ist es, die mir in meinem
Innersten Beyfall zuruft, wenn ich
eine rechtschaffene Handlung ausübe?
Ein Beyfall, der mir eine reine, un-
sägliche, nie ersättigende Wollust erregt! Die Stim-

G 2

me



me des Allmächtigen ist es; des Allmächtigen, der den Menschen, das vollkommenste seiner Werke, tugendhaft, ihm ähnlich haben will.

2.

O meine Emilie, sage mir, wer gab dir den Schlüssel zu den Herzen aller Menschen? Wie kommt es, daß jeder in deinem Umgange sich besser glaubt; durch deinen Umgang besser wird? Wer giebt dir Kräfte genug, die Schwäche, die Schmerzen deines Körpers, dich selbst zu vergessen, um auf das Wohl anderer bedacht zu seyn? Um alle deine Schritte mit gefälligen, rechtschaffenen, edlen Handlungen zu bezeichnen? Sind dies nicht Wirkungen deiner wohlthätigen, reinen, den Engeln ähnlichen Seele?

Ihr Herrschsüchtigen, ihr Ruhmgierigen, ihr Wollüstlinge, sättiget eure Triebe, und sagt, ob ihr das holde Vergnügen empfindet, das aus dem ganzen Wesen Emiliens hervorstrahlt? Zwar bildet die Natur wenig Emilien! Wer besitzt, wie sie, das zärtteste, lebhafteste, richtigste Gefühl? Aber, ihr Sterblichen! jeder von euch erfülle die Pflichten seines Standes und jeder wird den Nektar der Selbstzufriedenheit, der innern Seelenruhe kosten. Erfüllung der Pflichten ist die Grundlage aller Tugenden, und aller ächten Glückseligkeit.

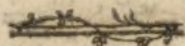
3. Wie

3.

Wie beglückt ist der rechtschaffne Ehemann in den Armen der geliebten Gattinn! Für ihn schlägt in dem reizvollen Busen das edelste Herz. Ein Herz, das ganz Empfindung ist. Ihre sanftredenden Augen, der schönste Mund, lächeln ihm innigste Zärtlichkeit und Empfindung zu.

Ich beobachte den Gatten genauer. Er ist minder heftig als ehemals; sein Herz ist besser; seine Freuden sind erhöht, sein Kummer versüßt. Dies sind Werke der Liebe; Werke der holden Gattinn. Der Gegenstand seiner reinen Triebe ist zugleich für ihn ein eifriger, scharffsehender, bescheidner Freund. Rings um ihn her sind unschuldige muntere Geschöpfe, die sein Daseyn vervielfachen. In den Kindern liebt er die Mutter, in der Mutter die Kinder, und immer beglückter je brünstiger er liebt. Gleich fern von gährenden Leidenschaften und ödem Kaltsinn fließen seine Tage in süßester Wonne dahin. Die kleinen Geschöpfe, die werdenden Menschen sind der einst die Stützen seiner Jahre.

Dort sehe ich den brausenden, verirrtten Jüngling, und den ganz sinnlichen Mann. Ein verderbtes Gemisch von Verachtung und Liebe erfüllt ihre Seele wechselsweise mit Wollust und Ekel. Bey ih-



nen ist der heutige Tag für morgen verlohren. Jetzt kommt das Alter heran, die Sinne schweigen, der fleche Körper verlangt Verpflegung, das Herz will erwärmt seyn, und nun leben sie in trauriger Einsamkeit, hören nie den süßen Namen Vater, und rufen umsonst die verlohrenen Stunden zurück.

4.

Auch in höheren Bestimmungen sind Tugend und Glückseligkeit unzertrennlich. Man betrachte den grossen Mann, wenn er in der Schlacht, bey Empörungen, in entscheidenden Augenblicken, ganz Auge, ganz That ist. Wenn er mit Einem Blicke Gefahr und Rettungsmittel sieht; die Rettungsmittel zugleich sieht und ergreift; wenn seine Entschlossenheit unbestimmte, schwankende, gemeine Seelen als Werkzeuge mit sich fortreißt. Welch ein göttlich Vergnügen schwellt alsdann des Helden Brust! Man vergleiche den Stral, der aus seinem heitern Auge blizt, mit der düstern tückischen Miene eines Cromwells, mit den durch Wuth verzerrten Zügen eines Catilina. Gleich stark sind die Seelen der Bösewichter und der Helden; aber die Tapferkeit jener ist Raserey; ihre Klugheit Arglist; ihre Freude Höllensfreude; durch innere Unruh gestörte Freude; Freude, die durch Menschenhaß und Selbsthaß vergället ist.

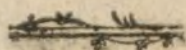
5. Mit

5.

Mit welchen Farben soll ich sie mahlen, die stolze Selbstzufriedenheit eines Regulus, der zur Ehre seines Vaterlandes ungezweifelte Martern entgegen eilet? Wie soll ich sie mahlen, die sanfte Gelassenheit Epiktets, die, immer heiter, weder durch Fesseln noch Schmerzen zur Muthlosigkeit herabgebeugt wird? Wie soll ich sie mahlen, dies zärtlich-stärke Gefühl des Freundes des Pylades, der für sein andres Ich begierig sein Leben wagt? Himmlische Freude, Götterglut war es, was diese Helden der Tugend in ihren Thaten beseelte! Ihr Timur, ihr Khulikhan verfloßner und künftiger Zeiten, wofür zieht ihr euch so mühsam den Fluch der aufgeklärten Menschheit zu? Haben eure bluttriefenden, nichtverdienten Lorbeern, eure, auf Verheerung gebaute, von der Dummheit angebetete Ehrenmäler euch jemals solche entzückende Augenblicke verschafft? —

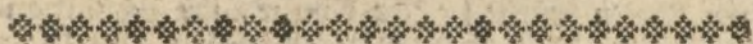
6.

O Tugend! O Bönne des Weisen! Dir entsagt zwar der Lasterhafte, aber umsonst sucht er sich zu betäuben. Im Innern seines Herzens spricht immer deine mächtige Stimme und wird ihm zum martornenden Vorwurfe. Mitten unter seinen Freuden im Weltgetümmel, auf dem Krankenbette, in schlaflosen Nächten, auch im Traume spricht deine Stimme



gleichlaut dem Guten zum Lohne, dem Bösen zur Strafe. Nicht immer dauert die Trunkenheit der Sinnen; nicht immer sind Zerstreuungen möglich! Und welch ein Blick, welch eine Empfindung, sich sehen und hassen müssen!

O Jugend, so hat denn der ewige Urquell alles Guten mit unzertrennlichen Banden die menschliche Natur an dich geheftet, mit dem holden Bande des sittlichen Vergnügens an dich geheftet; und wehe dem, der dieses Band zu trennen sucht!



II.

Alexander und Campaspe,

oder

Alexanders Sieg über sich selbst.

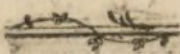
Ein heroisches Pantomim- & Ballet.

von

Herrn Noverre. (*)

Aus der französischen Urschrift übersetzt.

*) Wir haben der Versuchung nicht widerstehen können, dieses vortrefliche Programm des berühmten Noverre durch Eindrückung in den Merkur einer Menge von Liebhabern



Inhalt.

Alexander hatte dem Apelles aufgetragen, das Bildniß der geliebtesten seiner Favoritinnen, der Campaspe, zu machen, welche mit der seltensten Schönheit alles, was die Grazien reizendes haben, in sich vereinigte. Dieser Mahler, überwältigt von allen Vollkommenheiten, die er zum erstenmale in einem einzigen Model beysammen fand, wurde aufs heftigste in sie verliebt. Alexander ward es gewahr, opferte ihm seine eigne Leidenschaft auf, und trat ihm Campaspen ab. Diese Grösse der Seele, diese Herrschaft über sich selbst trugen nicht weniger zu seinem Ruhme bey, als seine grossen Siege. Ein Monarch, der über sich selbst so schön zu siegen wußte, verdiente den ersten Thron der Welt.

G 5

Perso-

habern des Schönen bekannt zu machen, denen es vielleicht sonst nicht in die Hände gekommen wäre. Herr Noverre, der Wiederhersteller der Tanzkunst der Alten, verdient in seiner Art so gut wie Raphael Mengo in der seinigen, einen der ersten Plätze unter den Dichtern unsers Jahrhunderts; wenn anders Reichthum der Erfindung, Erhabenheit der Gedanken, Weisheit der Anordnung und Auswahl, und der hohe Geschmack, womit er immer aus den schönsten Theilen das schönste Ganze zusam-



Personen des Ballets:

Alexander.	Die Grazien	werden durch
Hephästion.	Liebesgötter	die Lehrlinge
Campaspe.	Zephyre	und Modelle
Apelles.	Der Ruhm	des Apelles
Alexanders Frauen-Officiers.		vorge stellt.
Zimmer.	Wache.	

Das Theater stellt ein Zimmer, mit Gemälden, Brustbildern und Bildsäulen geziert, vor, welches sich in eine weite Bildergalerie verliert. Im Hintergrunde hat man die Durchsicht durch drey offene Hallen.

Erste Scene.

Apelles wird benachrichtiget, daß er einen Besuch von Alexandern erhalten soll. Er macht die letzten Striche an dem Bildnisse dieses Für-

zusammensetzt, unterstützt durch Energie und Wärme der Seele, Kenntniß des menschlichen Herzens und die größte Geschicklichkeit von der Verbindung der schwes-
terlichen Künste der Musen Vortheil zu ziehen, das Wesentliche eines Dichters ausmachen. Wie sehr verdienen seine Programmen, in Absicht auf die Poetische Malererey, von jungen Dichtern studiert zu werden! Und wie sehr sind sie auch in Absicht der Schreibart unverbesserliche Muster!

Fürsten; er hat alles in Bereitschaft gesetzt, um seinen Gebieter zu empfangen. Seine Lehrlinge sind in Zephyre und Liebesgötter, und die Mädchen, die ihm sonst zu Modellen dienen, in Grazien verkleidet. Er will, daß Alexander seine Werkstatt für den Wohnplatz der Freuden und Spiele ansehe. Zu diesem Ende hat der Künstler diese fröhliche Schaar auf eine sinnreiche Art in verschiedene Gruppen vertheilt. Einige Liebesgötter reiben Farben; andere probiren ihre Zeichenstifte; Zephyre, mit den Geschenken der Flora beladen, bieten sie ihnen zu Modellen an. Die Grazien bereiten dem Apelles Palet und Pinsel, indessen daß eine andere Frauensperson, in der Gestalt der Göttin des Ruhms, eine Lorbeerkrone flücht, um sie dem Alexander zu überreichen.

Zweite Scene.

Eine kriegerische Musik kündigt Alexanders Ankunft an. Der König erscheint, vom Hephästion und mehreren seiner Günstlinge begleitet. Ihm folgt sein Frauenzimmer; die schöne Campaspe, die einzige, welche verschleiert ist, erscheint in ihrer Mitte.

Apelles wirft sich Alexandern zu Füßen. Der Monarch, der ihn eines ganz besondern Schutzes würdigt, überhäuft ihn mit Gnadenbezeugungen. Er betrachtet sein Bildniß. Die Grazien zeigen es ihm. Die Göttin des Ruhms krönt ihn, und die Liebesgötter schlingen sich in



verschiedene Gruppen zusammen, um diesem Meisterstücke der Kunst gleichsam zum Gestelle zu dienen. Alexander, auf eine angenehme Art über die Verdienste des Künstlers und über die sinnreiche Art, wie er ihm sein Werk vorstellt, betroffen, erhebt seinen Geschmack und Genie. Er fragt ihn, ob er keine Gemählde von weiblichen Figuren habe, die er ihm zeigen könne. Der Mahler stellt ihm eine Venus vor, welche beschäftigt ist aus Amors Köcher einen Pfeil zu wählen, der den Adonis verwunden soll. Alexander, bezaubert von der Schönheit des Gemähldes, dem Ausdruck der Figuren, der Richtigkeit der Zeichnung, und von der Wahrheit und Harmonie der Farben, die das Colorit ausmachen, entschließt sich die Campaspe mahlen zu lassen. Er läßt sie hervor treten; er nimmt ihr selbst den Schleier ab, der ihre Reize versteckte. Apelles, welcher etwas so Schönes nie gesehen hatte, zittert vor angenehmen Erstaunen zurück. Alexander will die Begeisterung des Künstlers befördern, indem er seine Einbildungskraft durch lebende Gemählde zu erhitzen sucht. Er macht die Campaspe gehen, setzt sie in verschiedene Stellungen, und läßt sie nach und nach eine Menge von Empfindungen ausdrücken. Alles dies macht ein sehr lebhaftes Pas de deux.

Apelles fühlt sich durch diese lebenden Gemählde, welche Campaspe mit eben so viel Grazie als Feuer entwirft, aufs äußerste beunruhigt. Alexander, um ihm ein neues Zeichen seiner Gnade

de zu geben, befiehlt seinem Frauenzimmer, alle ihre Geschicklichkeiten sehen zu lassen. Sogleich spielen einige auf verschiednen Instrumenten, indessen die andern charakteristische Tänze aufführen. Campaspe verschönert dies Fest und vereinigt sich mit den übrigen, den Tanz der Kronen zu tanzen. Dieser Tanz spielt auf die vielfachen Eroberungen des Helden an, und auf die Lorbeerfränze, die ihm seine Siege erworben. Nach Endigung desselben befiehlt Alexander seinem Gefolge voraus zu gehen; er bewegt den Apelles, sogleich den Anfang zu machen, und alle Kräfte seiner Kunst zu erschöpfen, um einen Gegenstand, der ihm so lieb ist, durch ein getreues Nachbild zu verdoppeln. Nach dem zärtlichsten Abschiede von Campaspen, entfernt er sich, um, indessen sie sitzt, die Meisterstücke zu betrachten, welche ihm die Bildergalerie des Apelles darbietet.

Dritte Scene.

Die Liebe, welche Apelles bereits zur Campaspe gefaßt hat, giebt ihm ein, sich der Verkleidung seiner Lehrlinge zu bedienen, um dieser Schönen das Sitzen angenehm und weniger beschwerlich zu machen.

Er studiret sein Model; er setzt Campaspen in verschiedene Stellungen; er verändert die Wendung des Kopfs und den Ausdruck der Züge. Während dieser Scene beschäftigen sich einige Liebes-



Liebesgötter, Campaspen zu zeichnen; andere bereiten das Palet; noch andere bemühen sich, alle Stellungen des schönen Models nachzuahmen. Der entzückte Apelles weiß endlich nicht mehr, was er wählen soll. Alle Stellungen, alle Lagen scheinen ihm gleich schön. Er zeichnet, löscht aus, entwirft neue Züge, löscht sie wieder aus. Nach einem Augenblicke von Ueberlegung kommt ihm der Gedanke, sie als Göttin zu mahlen. Er ertheilt seine Befehle dazu. Seine Lehrlinge entfernen sich und bringen kurz darauf Lanze, Helm, Schild und Tropheen. Apelles schmückt Campaspen mit diesem kriegerischen Putze, giebt ihr eine edle stolze Stellung, und nun steht sie, auf einen Säulenuß gelehnt, als Pallas da.

Apelles fängt an zu skizziren; aber sogleich wieder unzufrieden mit diesem Einfall vertauscht er ihn gegen einen andern. Man bringt Blumenkränze; er krönt Campaspen damit; er läßt sie sitzen, stellt die Zephyre in Gruppen um diese neue Flora, und fliegt an seine Arbeit. Aber auch dies Gemählde gefällt ihm noch nicht. Er kehrt zu Campaspen zurück; er bekleidet sie mit einer Tigerhaut, hängt ihr einen Köcher um, ziert ihre schönen Hände mit Pfeil und Bogen, giebt ihr eine mahlerische Stellung und eilt zur Staffeley. Er entwirft mit Feuer die ersten Züge der Jagdgöttin. Bald aber löscht er sie mit einer Art von Verdruß wieder aus, da ihm einfällt, daß er seinem Gemählde weit mehr Interesse



teresse geben könne, wenn er Campaspen zur Mutter der Liebesgötter mache.

Diese Idee gefällt ihm desto mehr, da er Campaspen hundertmal schöner und liebenswürdiger als Venus selbst findet. Er setzt sie auf einen Blumenthron. Liebesgötter werden um sie her in Gruppen gestellt. Die Grazien machen ihren Puktsch zurechte; alles, was die Composition des Gemähltes reicher machen und verschönern kan, umgiebt die schöne Cypris. Ganz bezaubert fliegt Apelles zu seiner Arbeit zurück; aber die Pinsel fallen ihm aus der Hand; er zerbricht sein Palet, und entfernt jedermann von sich. Diesen Augenblick benützt er, um Campaspen die Leidenschaft zu gestehen, die sie ihm eingestößt hat. Zitternd thut er dies Geständniß. Aber Campaspe, weit entfernt sich dadurch beleidigt zu finden, giebt ihm vielmehr zu erkennen, daß sie die Freyheit der Hoheit weit vorziehe; daß nur die Gleichheit Vergnügen gebähre, und daß sie keinen andern Wunsch habe, als sein Herz einzunehmen und ihm das Ihrige zu schenken. Von seinem Glücke ganz bezaubert, wirft Apelles sich zu ihren Füßen.

Vierte Scene.

Alexander erscheint in diesem Augenblicke mit Hephästion. Dem Erstaunen des Königs gleicht nichts als die Furcht, welche bey dieser Erscheinung die beyden Liebenden durchdringt.

Alexan.



Alexander überläßt sich dem ganzen Unwillen, welchen Untreue und Mißbrauch seines Vertrauens in ihm entzünden müssen. Hephästion mäßigt Alexanders Zorn. Campaspe fällt in Ohnmacht. Apelles scheint weniger für sich als Campaspens Leben geängstigt zu seyn. Alexander, nachdem der Kampf zwischen den verschiedenen Bewegungen, welche seine Seele erschüttern, einige Zeit gedauert hat, überläßt sich endlich dem Triebe der Großmuth. Mit seltner Stärke des Geistes opfert er den Trieb einer gerechten Rache einer wahrhaftig heldenmäßigen Wohlthätigkeit auf. Er vergiebt nicht allein dem Apelles und der Campaspe, sondern will sie sogar als ein Paar Personen, die er schützt und liebt, mit einander vereinigen. Er befiehlt ihnen, ihm zu folgen. Die beyden Liebenden fallen ihm zu Füßen, und bringen ihm ihren Dank. Hephästion, bezaubert von diesem Zug einer grossen Seele, wirft sich seinem Könige und Freunde in die Arme und bezeugt ihm seine Bewunderung.

Fünfte und letzte Scene.

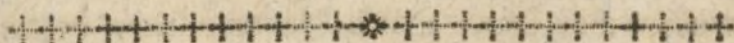
Das Theater stellt eine prächtige Galerie in Alexanders Pallast vor.

Alexander, von einem glänzenden Gefolge begleitet, führt die beyden Verlobten auf. Er läßt ihnen den Hochzeitbecher reichen und verbindet sie. Nach dieser Feyerlichkeit bringt man ihnen die prächtigen Geschenke, womit sie seine Frey-

Freygebigkeit überhäuft. Sie drücken ihren Dank und das Gefühl ihres Glücks aus. Alexander findet es seiner Würde nicht nachtheilig, diesem Feste selbst beizuwohnen.

Diese Handlung der Wohlthätigkeit ist ein neuer Sieg, den er zu seinen Triumphen hinzufügt, und sie durchdringt alle, die ihn umgeben, mit Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung.

Das Ballet schließt sich mit einem allgemeinen Tanze, der durch seine muntern und schnellen Gänge die Glückseligkeit der Neuvermählten, die Zufriedenheit Alexanders und die reine Freude Aller derer bezeichnet, welche Zeugen seiner Großmuth und des Sieges waren, den er über seine Leidenschaften davon trug.



III.

Briefe an eine junge Dame.

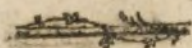
Zweiter Brief.

Geben Sie Sich zufrieden, meine gnädige Frau; ich habe Ihren vorigen Brief nicht mißverstanden. Sie entlehnten Vorwürfe, und giengen unter einer fremden Masque mich an, um mir Ihre freundschaftlichen Besorgnisse auf eine gefälligere Weise mitzutheilen; ich führte die Erdichtung aus, indem ich, statt Ihnen, der

II. B. 2tes St.

H

Mas.



Masque antwortete: die Sache kommt mir ganz natürlich vor. Wie wär' es möglich, nach dem langen Umgange, den ich mit Ihnen zu pflegen das Glück gehabt, daß ich im ganzem Ernste, mit dem Hute unterm Arm, mich vor Sie hinstellte, und mit Ihnen, gleich einer niedlichen Puppe, drollicht thäte? Sie wissen, wie mir dieses überhaupt so sauer wird, und daß es sich unter zehen kaum einmal zuträgt, daß ich mit einer wahren petite maitresse in den rechten Ton gerathe. Erinnern Sie Sich der treuherzigen Bewunderung, worinn die Gräfinn von * gegen mich darüber ausbrach, daß ich der Mann sey, den man ihr, als so sehr amusant angepriesen hatte. — Mais je vous trouve bien tranquille, Monsieur, sagte die Gräfinn zu mir, on crie cependant que vous etes fort gai, que vous commandez à la joie. — Ah, Madame, Vous voyez qu' il n' y a pas de quoi! war meine Antwort. Etwas ähnliches würde ich auch Ihnen erwiedert haben, wenn Sie nicht meine Freundin, sondern wirklich eine petite maitresse gewesen wären.

Eh' ich in der jüngst abgebrochenen Reise-geschichte fortfahre, muß ich zu einer Stelle meines vorigen Briefs, welche Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, zurück kehren. Ich sagte: in Frankreich und England wäre seit kurzem verschiedentlich darzuthun versucht worden, daß die gänzliche Abstellung der Slaveren den Eigenthümern auf den Colonien selbst nichts anders als vortheilhaft seyn könne, mithin die Beybehaltung dieses

dieses unmenslichen Gebrauchs, zum abscheulichsten aller Verbrechen würde: und nun, meine Freundin, wollen Sie von mir wissen, ob ich zu vermuthen Grund finde, daß diese Bemühungen zum Vortheile der Negern und zur Ehre der Menschheit von grösserem Einflusse seyn werden, als die gewöhnlichen Arbeiten unserer philosophischen Schriftsteller?

Ich antworte: mehr als die übrigen Philosophen werden die Sachwalter unserer africanischen Brüder nicht ausrichten, und dennoch zweifle ich keinen Augenblick, daß sie die Befreyung der unglücklichen Negern nicht endlich zu Stande bringen sollten.

Hören Sie an, meine Freundin, auf welche Weise ein Ungenannter aus der Zahl dieser Menschenfreunde seine schönsten Hoffnungen rechtfertiget. Er spricht für die ganze Classe der philosophischen Schriftsteller, für alle diejenigen überhaupt, die sich ein Geschäft daraus machen, Wohl zu wollen, und Wohl zu thun.

„Es ist unmöglich, sagt er, daß nützliche Wahrheiten nicht auf die Dauer ihre Wirkung hervorbringen sollten, wenn die vorzüglichsten Geister mit vereinigten Kräften an ihrer Aufklärung arbeiten; wenn sie an diejenigen, die dabey interessiert sind, über alle Strassen und Wege ausgesandt, und jedem Verstande gleichsam aufgedrungen werden. Gerechtigkeit und Freyheit müssen alsdenn um sich greifen, und die unver-



schmerzhaften Rechte eines jeden Menschen an sie eine durchgängige Würksamkeit erhalten.

Aber die Lasterhaften, wird man sagen, die so unersättlich und so hart sind, die ihre Grösse auf den Trümmern der Nationen zu befestigen gedenken, werden sie nicht der Ausbreitung des Lichts ihre Macht entgegen stellen und immer fürchterlich bleiben?

Sie fürchterlich! — Schaden werden sie freylich, weil jeder Baum seine Früchte tragen muß; aber jene Zeiten sind nicht mehr, wo allgemeine Unwissenheit ihnen einen grossen Einfluß auf die Gesellschaft verstattete. Unterwerfst ihnen nunmehr zahlreiche Kriegsheere, laßt auf ihren Befehl alle Bajonetten sich in die Höhe richten, gebt in ihre Hände jenes fürchterliche Pulver, welches Schrecken und Tod weit in die Ferne trägt, und ihr werdet euch wundern, und sie selbst werden sich noch mehr wundern, daß sie mit so vielen drohenden Waffen jetzt nur einzelnen Personen werden schaden können, daß sie auch nicht einmal diesen werden schaden können, ohne sich selbst weit empfindlicher zu kränken, und daß bey ihren Unthaten ihre eigene Gefahr die allergrößte seyn wird.

Ist es nicht offenbar, das die Bösen überhaupt keinen aneinander hängenden Plan haben; daß sie keinen vernünftigen haben können, weil sie das allgemeine Interesse, diesen grossen Vereinigungs-Punkt aller menschlichen Handlungen nicht

nicht erkennen; daß, wenn sie auch einen Plan hätten, desselben Ausführung in seinem ganzen Umfange dennoch unmöglich würde? Ist es nicht offenbar, daß ihre Helfer nothwendig andre Böse seyn müssen, auf die sie nicht zählen können? Heute gehorchen sie ihnen aus Hoffnung zum Raube, morgen werden sie sich mit einander vereinigen, um die Beute ihres Oberhauptes zu gewinnen. Die Bösen sind mit den Rechtschaffenen, unter einander, und mit sich selbst im Streite. Die Rechtschaffenen leben wenigstens in Frieden unter einander, und mit sich selbst. Welch ein Unterschied!

Sie ist von erhabenem Sinne die Fabel von den Drachen-Zähnen des Cadmus.

Der Held pflügt das Land, er säet. Halme keimen hervor; eine Schaar gewafneter Männer drängt sich in den Furchen. Aus den Zähnen des Drachens entsprossen, sind sie voll von seiner giftigen Wuth. Sie gehen mit flammenden Augen, mit drohender Zunge, und einem gräßlichen Waffengeräusche auf den Cadmus los. Cadmus ist allein. Er erwartet den Angriff, ohne ihn zu fürchten; er beobachtet die Bewegungen dieser Rasenden mit stillem und gefesstem Auge. Aber bald darauf kehren sie ihre Waffen gegen einander; sie treffen, verwunden, tödten, ein jeder kommt von der Hand seines Bruders und Gefährten um; ihr Blut düngt die Erde. Und Cadmus, ohne gestritten zu haben, bleibt



ruhiger Besitzer des Bodens, den ihm seine Arbeit, sein Muth, seine Weisheit eroberten: so nimmt er Besitz von Europa.

In diesem Europa ist heut zu Tage der Mann, der sich gegen das Böse auflehnt, und auch dann nicht anstehen sollte, sich gegen dasselbe aufzulehnen, wenn er allein wäre, wie Cadmus, bey weitem nicht so von Hülfe entblößt. Es giebt viel erleuchtete Männer; viel empfindsame, viel redliche; und die Einsichten und Gesinnungen, die sie mit einander theilen, haben unter ihnen insgesamt, selbst unter denjenigen, die sich einander nicht kennen, eine Art von stillschweigendem Bunde errichtet, an der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu arbeiten, die Freyheit auszubreiten, die Gerechtigkeit in Ansehen zu bringen, die Rechte, die Pflichten und die Vortheile aller und eines jeden offenbar zu machen. Ohne sich einander mitzutheilen; ohne Verabredung bekennen alle diese tugendhaften Männer sich zu Einer Moral; alle legen einerley Grundsätze vor Augen; alle stimmen zusammen, sich unter einander mit Wort und That zu unterstützen, damit von einem Ende der Erde zum andern Licht und Hülfe über die leidende Menschheit komme. “

Wie ist Ihnen nach dieser Rede, meine Freundin? Fühlen Sie Sich nicht geneigt, von den Beschäftigungen des Weltweisen etwas günstiger zu denken? — Gewiß sehen Sie in diesem Augen-

Augenblicke nicht nur am Neger, sondern auch an manchem andern Elenden die Fessel, die ihn lähmte, bereits sehr dünne gefeilt und dem Bruche nah.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß von einer gewissen Art Leute, welche ich Tugend- und Sittendrehler nennen möchte, im Vorhergehenden keine Rede war. Diese falsche Propheten, indem sie beständig entweder mit dem Kopf gegen das Herz, oder mit dem Herzen gegen den Kopf cabaliren, und dabei vorgeben, durch ihre Kunst das ganze menschliche Geschlecht, Mann vor Mann, und ohne daß einer von dem andern etwas zu wissen brauche, zum höchsten Grade der Vollkommenheit, somit der Glückseligkeit erheben zu wollen, würden ohnfehlbar die ganze Natur ins Chaos deklamiren, wenn sie unglücklicher Weise mehr könnten, als plaudern.

Hier, meine vortrefliche Freundin, wünscht ich mich auf eine feine Weise aus meiner Disgregation heraus zu wickeln, und zu der abgebrochenen Reisegeschichte überzugehen: weil mir aber für diesmal Zeit und Laune dazu fehlen, so muß ich, aus Noth, zu dem allernatürlichsten und simpelsten Mittel meine Zuflucht nehmen, welches darinn besteht, Ihnen diesen Brief, als ein vollkommnes hors d'oeuvre, besonders zuzuschicken, und morgen ganz aufs frische die Fortsetzung des ersten zu unternehmen. — Und hiermit küsse ich dann Ihre schönen Hände und bin ic.

W. S. J.



IV.

Aspasia.

Eine griechische Erzählung. (*)

Schön, liebenswerth, mit jedem Reiz geschmückt
Der Aug und Herz und Geist zugleich entzückt,
An edlem Bau und langen blonden Haaren
Der schönsten Frau in Artaxatens Reich —
An Grazien nur Amors Mutter gleich,
Sah sich im Flor von fünf und zwanzig Jahren
Aspasia zum priesterlichen Stand
Aus eines Helden Arm, aus Cyrus Arm verbannt.

Es

(*) Dieses Gedicht lag (beynahe so lang als Horaz will, daß ein jeder Dichter seine Werke zurückhalten soll) unter einem Haufen von Concepten, Skizzen, Torso's u. s. w. zur Vergessenheit verurtheilt; und dort würden wir es ruhig haben vermodern lassen, wenn nicht gewisse neueste Begebenheiten (von welchen wir vielleicht künftig unsern Lesern umständliche Nachricht mittheilen können) Witz und Laune aufzufordern schienen, eine Schwärmeren, welche durch die Ansteckung gefährlicher werden könnte als viele sich vorstellen, durch die einzigen Mittel, die von je her gegen diese Krankheit bewährt erfunden worden, durch Scherz und Ironie anzugreifen. In dieser Rücksicht hat man nicht übel zu thun geglaubt, wenn man diese scherzhafte

* * *

Es hatte zwar zu Ekbatana
 (So hieß ihr Sitz) die Oberpriesterin
 Der stets jungfräulichen Diana
 Beynah die Majestät von einer Königin.
 Ihr Kerker war ein schimmernder Palast,
 Ihr Zimmer ausgeschmückt mit Indischen Tapeten;
 Und, ihr Brevier gemächlicher zu beten,
 Schwoll unter ihr mit Polstern von Damast
 Der weichste Canape. Auch hielt sie Maas im Beten,
 Wie billig war; aß viel und niedlich, trank
 Den besten Wein, den Cos und Cypern senden;
 Und wenn sie sich zur Ruh begab, versank

H 5

Die

haste Erzählung -- weil sie doch einmal da war --
 aus dem Staube hervor zöge, in den Merkur einrück-
 te, und wärten ließe was sie kan. Vor der Beschul-
 digung unlautrer Absichten hoffen wir, wenigstens von
 Seiten aller Vernünftigen, sicher zu sehn: und den
 Rattern, wer wollte diesen wehren, aus allem Gift
 zu ziehen, oder alles mit ihrem eigenthümlichen Gifte
 zu begeistern? -- Uebrigens finden wir noch nöthig an-
 zu merken, daß, da dieses Gedicht schon vor mehreren
 Jahren verurtheilt worden war unterdrückt zu werden,
 einige Stellen und Züge desselben, welche um Gnade
 zu bitten schienen, in den Combabus und in den
 Amadis aufgenommen worden. Erinnerung man sich
 nicht, sie schon gelesen zu haben; desto besser! Erin-
 nert man sich dessen, so wird die Vergleichung zeigen,
 daß sie hier an ihrem eigentlichen Orte stehen.



Die schöne Last der wohlgepflegten Lenden
In Schwanenpflaum, — Und doch, bey frischem Blut
Und blühendem Gesicht schlief sie nur selten gut.

* * *

Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
Sey diesem Ungemach vor andern ausgesetzt.
Bergebens hoffen sie bey ihren andern Sinnen,
Was einem abgeht, zu gewinnen,
Durch alle Fünfe wird der Sechste nicht ersetzt.

* * *

Die Stoa lehrt uns zwar, wir können was wir wollen;
Alein dem Pralen bin ich gram.
Aspasien hätte man, eh sie den Schleier nahm,
Vorher im Lethe baden sollen.
Liegt's etwa nur an ihr, sich nicht bewußt zu seyn?
Und kan man stets der Phantasie gebieten?
Sie mag sich noch so sehr vor Ueberraschung hüten,
Gebehrde, Kleidung, Blick mag noch so geistlich seyn,
Man ist deswegen nicht von Stein.
Oft fällt im Tempel, selbst bey ihrer Göttin Schein,
Ein weltlicher Gedank ihr ein:
So schien durch jenen Myrtenhain,
Wo Amor über sie der erste Sieg gelungen,
Der stille Mond! — Was für Erinnerungen!
An solchen Bildern schmilzt der priesterliche Frost.
Diana selbst, um ihr die Strafe gern zu schenken,
Darf an Endymion nur denken.

Ein



Ein Priester hülfe sich vielleicht, in süßem Most
Versuchungen wie diese zu ertränken:
Doch, wenn ich recht berichtet bin,
Schlägt dies Recept nicht an bey einer Priesterin.
Galenus sagt, das Uebel quille
Bey dieser aus des Herzens Fülle.
Nichts hemmt und alles nährt bey ihr die Phantasie,
Die Einsamkeit, die klösterliche Stille,
Die Andacht selbst vermehrt, ich weiß nicht wie,
Den süßen Hang zu unterschagten Freuden.
Muß Amor gleich Dianens Schwelle meiden,
Ist ihre Stirne gleich verhüllt:
Ihr Herz, von dem was sie geliebt erfüllt,
Läßt sich davon durch keine Gitter scheiden,
Und sieht im Mithras selbst des schönen Cyrus Bild.

* * *

Mit einem Wort: ihr giengs nach der Vestalen Weise.
Die gute Priesterin gestand sich selbst ganz leise,
Es irre, wer sie glücklich preise.
Die Schäferin, die, statt auf Sammt und Pflaum
Im dunkeln Busch auf weiches Moos gestreckt,
Ihr junger Hirt leibhaftig, nicht im Traum,
Mit unverhohnten Küssen wecket,
Ward, wenn sie schlaflos sich auf ihrem Lager wand,
Oft ihres Reides Gegenstand.

* * *

Doch (wie uns die Natur für alle kleine Plagen
Des Lebens immer Mittel weist)

Auch



Auch unsre Priesterin fand endlich das Behagen,
 Das ihr Gelübd und Zwang versagen —
 Wo, meynt ihr, fand sie es? In ihrem Geist!

* * *

Der Zufall führt ihr einen Wagen
 Vom Strand des Drus zu. Es war in seiner Art
 Ein feltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
 Von Ansehn jung, doch altklug an Betragen.
 An Schönheit ein Adon, an Unschuld ein Combab;
 Bey Damen, denen er sehr gern Besuche gab,
 Kalt wie ein Bild von Alabaster;
 Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
 Und mit dem unsichtbaren Land
 Beynahe mehr als unsrer Welt bekannt;
 Mit Einem Wort, ein zweyter Zoroaster!

* * *

Ein Weiser dieser Art schien wirklich ganz allein
 Für eine Priesterin, wie sie, gemacht zu seyn.
 Er sprach von dem, was in den Sphären
 Zu sehen ist, mit aller Zuversicht
 Der Männer, die versengt an Angesicht,
 Und an Gehirn, vom Land der fabelhaften Seren
 Gebläht mit Wundern wiederkehren.

* * *

Der Weg nur bis zum nächsten Stern
 Ist ziemlich weit, wie uns die Weisen lehren:

Drum

Drum lügt sichs gut aus einer solchen Fern;
Und was er ihr erzählt — sagt, daß es Märchen
wären —

So wünscht man's wahr, und glaubt es gern.
Wie dem auch sey, die Lust der idealen Sphären
Bekam Aspasia gut, sie ward in kurzer Zeit
So schön davon! Ihr dünkt, ihr werde
So leicht darinn, so wohl, so weit
Um's Herz, daß ihr der Dunstkreis unsrer Erde
Bald grauenhafter schien als eine Todtengruft.

* * *

Die vorhergesagte Lust
Hat eine sonderbare Tugend
Mit Lethe's stiller Fluth gemein.
Aspasia sog darinn von ihrer freyern Jugend
Ein gänzlich's Vergessen ein.
Nun wurde selbst an jenen Myrtenhain,
Wo sie dem Liebesgott ihr erstes Opfer brachte,
Nicht mehr gedacht als an ein Puppenspiel,
Das ihr vordem die Kindheit wichtig machte.
Ihr schien die Welt und was ihr sonst gefiel
Ein Traum, woraus sie eben izt erwachte.
Ihr Geist (der ganz allein izt Alles bey ihr that,
Was bey uns andern pflegt mechanisch zugehen)
Sah in der neuen Welt, in die er wundernd trat,
Rings um sich nichts als Geister und Ideen.
Doch führt Herr Alkabeſt (so hieß der Weise) sie
Nicht so geradezu ins Land der Phantasie.

Ihr



Ihr neugeöffnet Aug ertrüge (wie er spricht)
 Den unsichtbaren Glanz des Geisterreiches nicht.
 Erst läßt er (wie ein weiser Oculiste
 In solchem Fall verfahren mußte)
 Von dem, was Wahr und Immerschön
 Und selbstbeständig ist, nur bloß die Schatten sehn,
 Die auf den Erdenklos, auf dem wir Arme wallen,
 Herab aus höhern Welten fallen.
 Denn was uns Wesen heißt, ist blosser Widerschein.
 So mahlen sich im majestätischen Rhein,
 Indem er stolz mit königlichem Schritte
 Das schönste Land durchzieht, bald ein bejahrter Hayn,
 Bald ein zertrümmert Schloß, bald Hügel voller Wein,
 Bald ein Palast, bald eine Fischerhütte.

* * *

Nachdem in weniger als einem Vierteljahr
 Ihr diese Art zu sehn geläufig war:
 Nun war es Zeit zu höhern Lehren!
 Nun wies ihr Altabest die edle Kunst — zum Sehn
 Der Augen gänzlich zu entbehren.
 Nothwendig mußte dies ein wenig langsam gehn.
 Erst sah sie — nichts. Doch nur getrost, und immer
 Hineingeguckt! — Schon zeigt ich weiß nicht welcher
 Schimmer
 Von ferne sich. Was kan ein fester Vorsatz nicht!
 Zusehens öfnet sich ihr innerlich Gesicht
 Dem nicht mehr blendenden unförperlichen Licht.

Sie

Sie sieht bereits — o welche Augenlust!
 Sie sieht die schönsten Engelköpfe
 Mit goldnen Flügelchen. Bald wächst die schönste
 Brust

An jeden Kopf. An jeden Busen schliessen
 Sich schöne Arme an. Zuletzt stehn Geister da,
 So geistig als Aspasia
 Sie immer glaubt, vom Kopf bis zu den Füßen
 Den schönsten Knaben gleich, die man sich denken kan.
 Doch da es Geister sind, macht sie sich kein Gewissen
 Und sieht sie unerröthend an.

Der Zahme, wie man weiß, thut öfters viel zur Sache.
 Vor Alters stellten euch die von Böotien
 Drey Klöße auf und nenntens Grazien.
 Man irrt noch heut zn Tag sehr gern in diesem Fache.
 Wie mancher sieht bey seinem Trauerspiel,
 Daß unsre Augen Wasser machen;
 Und überzeugt, wir weinen aus Gefühl,
 Bemerket er nicht, wir weinen blos vor Lachen.
 Zwar Thränen finds in diesem Falle wie
 In jenem; nur die Quelle ist verschieden.
 Allein, wer giebt sich auch hienieden
 Den Quellen nachzuspähn die Müh?
 Die muntre rasche Phantasie
 Hat einen kürzern Weg. Sie giebt den Dingen Nahmen
 Nach Willkühr und Bequemlichkeit,
 Vermenget Wesen, Form, Verhältniß, Ort und Zeit,

Be



Bestimmt den Platz und Werth der Bilder nach den
Rahmen,

Und läßt, wie Kinder, gern von jeder Aehnlichkeit
So plump sie ist, sich hintergehen.

* * *

Dies war Aspasiens Fall. Die gute Frau befand
Nur darum sich so wohl im Lande der Ideen,
Weil alles dort dem schönen Feenland
Worinn von Jugend an sie gern zu irren pflegte,
Dem Land der Phantasie so ähnlich sah.

* * *

Ob Alkabest hievon die Folgen überlegte;
Ob ihm nicht selbst vielleicht was menschliches geschah,
Wovon er anfangs nicht den kleinsten Argwohn hegte;
Kurz, ob er, ohne die Gefahr
Voraus zu sehn, der Narr von seinem Herzen war;
Getrauen wir uns nicht zu sagen.
Genug, er fieng sein Werk so systematisch an,
Daß man zur Noth sich überreden kan,
Er habe nichts dabey zu wagen
Bermeynt; — wiewohl für einen Mann
Von seiner Gattung gut zu sagen
Bedenklich ist. Wie dem auch seyn mag, er gewann
(Dies ist gewiß) bey seiner Art die Damen
In den Mysterien der Geister einzuweyhn.
Von je her, um ein Herz zu überschleichen, nahmen
Die Alkabesten erst das Cerebellum ein.

Die

* * *

Die Geister, — konnten sie auch wohlgezogner seyn? —
 Die Geister kamen nun, zwar ohne Fleisch und Bein,
 Doch so gepußt als Geister nur vermögen
 In Mäntelchen von Sonnenschein
 Aspasia auf halbem Weg entgegen.
 Allein den ganzen Weg zu ihr zurück zu legen,
 Dies wäre (meynt Herr Alkabeſt)
 Zuviel begehrt! Man muß an beyden Theilen
 Einander gleich entgegen eilen.
 Wenn Geister, einer schönen Frau
 Zu Liebe, sich in Rosendüfte kleiden;
 Bezieht es nicht der schönen Frau
 Der Geister wegen auch, mit einem kleinen Leiden,
 Von Fleisch und Blut sich möglichst zu entkleiden?
 Nichts, dünkt ich, kann so billig seyn!
 Die Priesterin ergiebt sich desto leichter drein,
 Da sie dabey an Schönheit zu gewinnen
 Die beste Hoffnung hat. Den Salamanderinnen
 An Reizen gleich zu seyn, dies ist doch wohl Gewinn
 Für eine Oberpriesterinn,
 Die ihrem Spiegel gegenüber
 Mit jedem Tag ein Reizchen welken sieht?
 Aspasia, wie ganz natürlich, glüht
 Vor Ungeduld, je schleuniger je lieber
 Entkörpert sich zu sehn. Hier machen zwanzig
 Sommer

H. B. 2tes St.

J

Viel



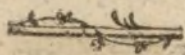
Viel Unterschied. O! zur Entkörperung
Denkt man mit achtzehn, ist's noch immer Zeit genug.
Mit acht und dreißig wird man frommer.
Allein der weise Alkabeſt
Belehrt ſie, daß ſich hier nichts übereilen läßt.
Das groſſe Werk kann nur durch viele Stufen,
Zur Zeitigung gedenhn. Die erſte iſt; den Geiſt
Von aller Wirkſamkeit zum Ruhen abzurufen.
Die zweyte: nach und nach ihn von der Sinnlichkeit,
Von allem, wo wir uns den Thieren ähnlich finden,
Selbſt vom Bedürfniß, loß zu winden.
Die dritte Stufe — Doch, ſo weit
Kam unſer Pärchen nicht. Denn leider auf der
zweyten
Schon auf der zweyten gleicht der Fuß den guten
Leuten.

Auch iſt der Schritt ein wenig dreißt
Wenn man es recht bedenkt. Verwickelt
Im Stoffe, wie wir ſind, verſtümelt und zerſtückelt
Man leichter ſich, als daß man loß ſich reiſt.
Zum mindſten iſt den Candidaten
Des Geiſterſtands zu kaltem Blut
Das Eile langſam! anzurathen:
Denn hier thut Eilen ſelten gut!

* * *

Herr Alkabeſt, um bey'm Entkörperungswesen
Recht ordentlich zu gehn, ſieng mit der Tafel an.

Alpafia



Aspasia aß und trank nach Scrupel und nach Bran,
 Und nur was ihr der Weise ausgelesen.
 Nichts was nicht fein und leicht, und geistig, kurz
 so nah

An Nektar und Ambrosia
 Als möglich war, der ächten Geisterspeise.
 Dem Schlummer brach er gleicher Weise
 Die Hälfte ab; zumal beym Mondenschein
 In schönen warmen Sommernächten.
 (Nur ließ er sie alsdann, aus Vorsicht, nie allein.)

* * *

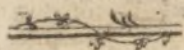
Wir selbst gestehn, wir sind den Sommernächten
 Beym Mondschein gut. Doch unmaßgeblich dächten
 Wir, daß vor unserm frommen Paar
 Die Hälfte stets dabey entbehrlich war.

* * *

Der Mondschein hat dies eigen, wie uns dünkt:
 Er scheint uns die Welt der Geister aufzuschließen.
 Man fühlt sich federleicht,
 Und glaubt in Lust dahin zu fließen;
 Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
 Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm:
 Und aus den Formen, die im zweyfelhaften Schatten
 Sich tausendfältig mischen, wandeln, gatten,
 Schaft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
 Die Werktagswelt mit allen ihren Scenen
 Verschwindet dann. Ein wollustreiches Sehnen

3 2

Schwellt



Schwellt sanft das Herz. Befreyt von irdischer
Begier

Erhebt die Seele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

* * *

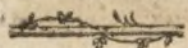
Es sey nun was ihr wollt — denn hier es zu ent-
scheiden

Ist nicht der Ort — es sey ein süßer Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus Beyden,
Was diesen Seelenstand so reizend macht — genug,
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerinn, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht einem, der bey dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht
Ort und Zeit,
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid!

* * *

Die zärtlichste Empfindsamkeit
Bemächtigt unvermerkt sich unsers Mystagogen.
Der Geist der Liebe weht durch dies Elysium
Wohin er mit Aspasia aufgeflogen.
Er schlägt, indem er spricht, den Arm um sie herum,
Und schwärmt ihr von der Art, wie sich die Geister
lieben,
Die schönsten Dinge vor; mit einem Wörterfluß,
Mit einer Glut, daß selbst Ovidius

Corin-



Wie weit sie übrigs^{*} in dieser^{*} Sommernacht
 Es im Entkörpungswerk gebracht,
 Läßt ein Hiatus uns im Manuscript verborgen.
 Nur dieses sagt es uns: Kaum war am nächsten
 Morgen

Das gute Paar aus seinem Rausch erwacht,
 So wurden sie gewahr, der Weg den sie genommen,
 Sey wenigstens der nächste nicht,
 Um in die Geisterwelt zu kommen.
 Sie sahn sich schweigend an, verbargen ihr Gesicht,
 Versuchten oft zu reden, schlossen wieder
 Den ofnen Mund, und sahn beschämt zur Erde nieder.
 Der junge Zoroaster fand,
 Er habe bey dem Amt von einem Mystagogen
 Sich selbst und seinen Gegenstand
 Durch wie? und wo? und wann? betrogen.
 Gern hätt' er auf sich selbst, gern hätt' auf sich und ihn
 Aspasia gezürnt; allein sie fühlten beyde
 Ihr Herz nicht hart genug, in dem gemeinen Leide
 Des Mitleids Trost einander zu entziehen.
 Freund, sprach die Priesterinn zuletzt: wir müssen
 fliehn!

In dieser Art gilt Ein Versuch für Hundert:
 Wir würden immer rückwärts gehn;
 Und alles was mich izt bey unserm Zufall wundert,
 Ist, daß wir nicht den Ausgang vorgeseh'n.

Und



Und nun – was haben wir aus allem dem zu lernen?
 Sehr viel zu lernen, Freund, sehr viel!
 Kennt ihr den Mann, der, als er nach den Sternen
 Zu higig sah, in eine Grube fiel?
 Es war ein Beyspiel! Laßt es euch zur Warnung
 dienen!

Auch, wenn ihr je bey Mondenlicht im Grünen
 Philosophieren wollt, philosophiert allein!
 Und kömmt die Lust euch an, in einem heil'gen Hain
 Um solche Zeit des Stoss' euch zu entladen,
 So laßt dabey (so wenig als bey'm Baden
 In einer Sommernacht) ja keine Zeugin seyn!



* * *

Wir zögen leicht viel schöner Sittenlehren
 Aus diesem Märchen noch heraus.
 Allein wir lassen hier den Leser selbst gewähren;
 Wer eine Nase hat, spürt sie unfehlbar aus;
 Die Andern können sie entbehren!

Minland.



V.

Beiträge
zur Geschichte der Menschheit
aus den Annalen der Deutschen.

Fortsetzung
des Ersten Abschnitts.

III.

Von der Barbarey des alten Deutschlands.
Nähere Bestimmung seiner Bedürfnisse.

Wildheit, Barbarey und Cultur sind die drey grossen Stufen der Menschheit, ohngefähr so, wie bey dem Menschen Kindheit, Jugend und männliches Alter; und, vielleicht darf ich noch hinzu setzen, sind jene auch ohngefähr das bey der Menschheit, was diese bey dem Menschen sind. Man gebe mir die eigentlichen Grenzsteine zwischen den drey Stufen im Alter des Menschen: so will ich sie, nach einer kleinen Abänderung, auch zwischen den drey Stufen im Alter der Menschheit finden. Der Fortgang bey beyden aber geschieht durch unendlich viele und kleine Entwicklungen, langsam: der Uebergang von der einen merklichen Stufe zu der andern ist unmerklich; und die Stufen lassen sich eher, jede durch ihre eigenthümliche Merkmale

male beschreiben, als durch gewisse Grenzsteine bestimmen.

Das Kind, der Jüngling, und der Mann charakterisiren sich so gut als der Wilde, der Barbar, und der kultivirte Mensch — durch die Anzahl ihrer Bedürfnisse und die Art ihrer Gesellschaften mehr, als durch irgend andere von dem äußerlichen Ansehen hergenommene Merkmale, deren Schein so leicht betrügen kan, und so oft betrügt. Der Mensch ist in keiner Stufe seines Alters dem Thier so ähnlich, als in der Kindheit; und fühlt nie in seinem Leben so wenig die Bedürfnisse, deren er eine ganz geringe Anzahl hat, als in seiner Kindheit. In diesem Alter lebt er als der Säugling seiner Mutter und der Sohn seines Vaters so ganz unbekümmert, als wenn er gar nichts bedürfte. An seinen Gesellschaften mit seines gleichen, die er überall für seines gleichen hält, er mag für den Thron oder für den Pflug, im Purpur oder im Staub gebohren seyn — an seinen Gesellschaften, die er überall und in dem Augenblick hat, als er sie findet, bemerkt man so viel thierisches und so wenig von dem menschlichen Raffinement, daß blos die in ihm schlummernden Kräfte und Fähigkeiten, nach deren Entwicklung er erst der Mensch wird, der er ist und der er seyn soll, uns Bürge dafür sind, daß er in eine höhere und edlere Classe von Geschöpfen gehört, als das Thier, mit dem er noch so viele Aehnlichkeit hat.



Die Menschheit hat kein besser Schicksal. Eine gewisse Art von Wildheit ist die erste Periode in der Geschichte der meisten Völker, die erste Stufe der Menschheit in allen Zeitaltern, und man hat Mühe in dieser ersten Scene des menschlichen Geschlechts den Herrn der Natur von der übrigen lebenden Natur zu unterscheiden, die ihm unterthan ist, und unterthan seyn muß. So nah grenzen darinn Thierheit und Menschheit zusammen. Wenn und wo hat der Mensch weniger Bedürfnisse, als da, wo er noch wild ist? Er ist der wahre Sohn und Zögling der Natur, und, wo die Natur mit der pflegenden Liebe einer zärtlichen Mutter und mit der täglichen Sorgfalt eines mildthätigen Vaters um die Erhaltung ihres Sohnes bemüht ist, wo aus der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens eine ewig jugendliche Quelle hervorströmt, und die Natur selbst einen unaufhörlichen Ueberfluß des Nothdürftigen für die Einwohner des Landes zubereitet hat, (*) da lebt der Wilde auf dem Schoos der Natur so unbekümmert, als das Kind auf dem Schoos seiner Mutter; fühlt bey seinen täglichen Bedürfnissen eben so wenig die geringste Last, Bedürfnisse zu haben, und weiß von keinem weitem

(*) Wenn anders die Einbildungs-Kraft des Herrn von Bougainville nicht das beste dazu gedichtet hat, so möchte die Insel Taiti ein solcher Ort auf dem Erdboden seyn. Man kan noch damit vergleichen Ansons Nachrichten von der Insel Tinian.

tern Eigenthum, als seine tägliche Nahrung ist, die er von einem Tag zu dem andern mit nicht mehr Arbeit, als zur Abwechslung mit Ruhe und Freude, und zu seiner Gesundheit erfordert wird, der Natur so zu sagen abzuverdienen pflegt. Will man in diesem Fall die Menschheit glücklich preisen, und entwischt zuweilen dem kultivirten Menschen der übereilte und gutgemeinte Wunsch, ein solcher Wilde zu seyn; so fühlt er gemeiniglich eine gewisse Last, die ihn über seinen gegenwärtigen Zustand eben so unzufrieden macht, als sie zuweilen den in der Sorge für seine Familie sich abkümmernden Mann an die glücklichen Jahre seiner Kindheit gedenken, und wünschen macht, lieber wieder ein Kind zu werden, als der erwachsene Mann zu seyn.

In der unzufriedenen mürrischen Laune sehen beyde ihren gegenwärtigen Zustand von der schlimmsten, und den vorigen, den sie sich zurück wünschen, von der besten Seite an. Im Grunde aber möchten sie den einen mit dem andern gewiß nur unter einem von beyden Fällen vertauschen, entweder unter der stillschweigenden Bedingung, die Vortheile des gegenwärtigen mit den Vortheilen des vorigen Zustandes in ein Ganzes zusammen geschmelzt zu haben; oder aus Uebereilung, ohne die Unbequemlichkeiten und die positiven und negativen Uebel von beyden gegen einander auf der Wagschaale verglichen zu haben.

Davon



Davon nichts zu gedenken, daß dieses sogenannte Glück des Wilden, der seiner Glückseligkeit so wenig bewußt ist, als das Kind, noch dazu ungemein selten, und auf dem ganzen Erdboden, einige wenige Gegenden ausgenommen, beynahe unmöglich ist. Hingegen ist im andern, und ungleich mehr gewöhnlichen Fall, wo die kärgliche Natur erst mit dem Schweiß des Menschen befeuchtet und mildthätig gemacht werden muß, der hülflose und kummervolle Zustand des nackenden, unwissenden, bedürftigen und darben- den Wilden ein redender Beweis, daß die Wildheit unmöglich für den eigentlichen fortdauenden Zustand gehalten werden kan, worzu die Menschheit geschaffen und bestimmt worden wäre. So kenntbar der Wilde an der wenigen Anzahl seiner Bedürfnisse und der ihm eigenen Art seiner Erhaltung ist: so sehr charakterisirt ihn auch der ganze Zustand seines gesellschaftlichen Lebens. Seine Gesellschaft ist ein Gemische von einigen wenigen Verhältnissen der einfachsten Art; ihre Bande sind weiter nichts als unregelmäßige angebohrne Instinkte, welche die Menschheit mit der Thierheit gemein hat; sie beruht weder auf edlen Grundsätzen einer aufgeklärten Vernunft; noch hält sie das Privatinteresse der einzelnen Mitglieder einem gemeinen Wesen untergeordnet; noch verschafft sie eine Art von öffentlicher Glückseligkeit, wozu die Menschheit, als zu einem gewissen Grad eines ihr ganz eigenthümlichen Wohlstandes, in wohleingerichteten Staaten

den vermittelst einer weisen Gesetzgebung gelangen kan.

So ist also das gesellschaftliche Leben der Menschen im Stand der Wildheit meist, oder vielleicht gar, blos thierisch; sie laufen zusammen und bleiben beisammen gleich denen auf dem Feld weidenden Heerden, und, hat sich einmal ein kriegerischer Geist ihrer bemächtigt, was sind alsdenn ihre in Streit gerathenen Völkerschaften im Grunde weiter, als herumschweifende und in Wuth gesetzte Truppen reissender Thiere? Blos der in der noch wildlebenden Völkerschaft verborgen liegende Keim zu einem Grad der Veredlung, dessen eine Heerde von Thieren ganz und gar unfähig ist — zu einem wohlgeordneten Staat, in welchem die Menschheit die höchste Stufe des Glücks und der Kultur, die für sie bestimmt ist, erreichen kan: dieser edle Keim macht vornemlich noch den wesentlichen Unterschied zwischen einer Horde von Wilden und einer neben ihr weidenden Heerde von Thieren, daß wir sie darum doch nicht für Geschöpfe von einerley Classe behandeln können, oder doch wenigstens nicht behandeln sollen.

Auf dieser ersten und niedrigsten Stufe scheint die Menschheit in dem alten Teutschland nicht mehr gewesen zu seyn. Der alte rohe Teutsche hatte zwar weit weniger Bedürfnisse als der kultivirte Römer zu der damaligen Zeit und jeder Europäer heut zu Tag: aber doch auch ungleich mehr,



mehr, als der wilde Amerikaner: und sein gesellschaftliches Leben oder eine alte teutsche Völkerschaft bedeutete schon viel mehr, als eine untereinander laufende Horde von wilden Amerikanern, ob sie gleich noch nicht ein so künstlich, in so viele Fugen gebrachtes und von so vielerley Verhältnissen aufgethürmtes Gebäude, wie das römische Reich oder jeder kultivirte wohlgeordnete Staat, war.

Der Zustand des alten Teutschen, der Zustand der Menschheit in dem alten Teutschland war, so zu sagen, ein Mittelding zwischen Wildheit und Kultur, und also gerade die mittlere Stufe, deren Folge wir oben aufgezählt haben, ich meyne, Barbarey. Diese läßt sich durch die ihr eigene Modifikation der Bedürfnisse und des gesellschaftlichen Lebens eben so leicht charakterisiren, als die hinter ihr stehende Wildheit. Der alte Teutsche begnügte sich nicht mehr mit dem Wilden, seinen Durst mit Wasser, und seinen Hunger mit den freywilligen Geschenken und rohen Produkten der Natur zu stillen. Er baute Korn und Getreide, und bereitete sich daraus ein Getränke, worinn er sich berauschte, und einen Theil seiner täglichen Nahrung, womit er sich, als von der Arbeit seiner Hände sättigte. Der alte Teutsche schweifte nicht von einem Ort zum andern, um seinen Unterhalt durch ein glückliches Ohngefähr, auf der Jagd und bey der Fischey zufälliger Weise zu erhaschen, sondern er saß feste auf dem Landeigenthum, wo er entwe-

der

der seinen Unterhalt abverdiente, oder den durch andrer Leute Hände gebauten Ueberfluß verzehrte.

Bei der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens und bei der ziemlich grossen Bevölkerung des Landes hatten die Lebensmittel einen Verhältniß-mäßigen Werth: sie wurden aus zahlreichen Heerden und angebauten Feldern vornemlich gezogen. Diese waren im Eigenthum. Das Eigenthum brachte Reichthum und Armuth, Mangel und Ueberfluß an dem Nothdürftigen, in die Nation. Diese Dinge waren schon ungleich stärkere Bande, und knüpften ungleich enger die Gesellschaft, als wir bei den umherschweifenden Horden von Wilden wahrnehmen. Die ersten Revolutionen der Vernunft wurden bei den teutschen Völkerschaften die Grundlinien zu der gesellschaftlichen Ordnung. Grundsätze von Recht und Unrecht traten an die Stelle oder wurden doch wenigstens Regeln und Schranken der in der Wildheit einzig thätigen thierischen Instinkte. Tugend und Laster, Ehre und Schande, Freyheit, Rechte, Verbindlichkeiten, gesetzliche Gewohnheiten, Dinge, welche eine grosse Anzahl von Begriffen und eine lange Reihe von Vernunftschlüssen voraus setzen, und die Grundlage einer sittlichen Ordnung sind, — diese Dinge bestimmten schon einigermaßen die wenigen Verhältnisse und die darinn vorkommenden Handlungen der alten Teutschen. So weit waren sie schon über den thierischen Wilden erhoben.

Ihren

Ihren Ehestand schloß ein heiliges Band. Ein gewisser Grad der Reinigkeit in den Sitten, den das Gesetz der Natur mit einer dem gegenseitigen Laster auf dem Fuß nachfolgenden Strafe unverleßt gehalten haben will, war schon aus einer gesellschaftlichen Regel zur Gewohnheit, aus einer allgemeinen Wahrheit zur Empfindung der Nation geworden. Die Ehe war so gewöhnlich, als natürlich der dahin führende Instinkt; um so weniger konnte dieser die sonst unvermeidlichen Ausschweifungen veranlassen. Die Ehe selbst ward für das ehrwürdigste Institut, das mit gewissen Feyerlichkeiten angefangen zu werden pflegte, gehalten, und ihre Gesellschaft war mit einem Gewebe von Rechten und Verbindlichkeiten einer wechselseitigen unverbrüchlichen Treue übersponnen. Die Kindschaft und die darauf hastende Erbfolge sind ein augenscheinlicher Beweis, wie weit schon damals die davon in der Nation zum Grund gelegenen Begriffe — von denen einer blos thierischen Begattung unterschieden gewesen sind. Mann, Frau, Kinder, Knechte — die Bestandtheile der Familie und der häuslichen Gesellschaft machten in ihren wechselseitigen Verhältnissen zusammen genommen, ein Ganzes aus, dessen Bande Rechte, Pflichten, und Verbindlichkeiten, Tugend, Gehorsam und Unterthänigkeit waren; Bande, welche dem Wilden kaum und oft nicht einmal dem Nahmen nach bekannt sind.

Es

Es gab eine Stufenfolge von angeborenem Rang unter den alten Teutschen; der oberste davon war der Adel. Die teutsche Völkerschaft hatte unter sich ein gemeines Wesen; darum waren unter ihnen National-Versammlungen üblich; und es wurde eine gewisse Feierlichkeit erfordert, um darauf zu Sitz und Stimme zu gelangen. Ein Platz in der Nation muß also auch von grösserer Bedeutung gewesen seyn, als er unter einer umherziehenden Horde von Wilden ist, worinn er gerade so viel in sich begreift, die Anzahl um eines zu vermehren.

Aber wie viel fehlte noch dem alten Teutschland zu demjenigen Grad von Kultur, der in dem Fortgang der Menschheit für eine merkliche Stufe gehalten wird?

Durst und Hunger, Frost und Hitze waren doch noch bey den alten Teutschen in dem engen Kreis ihrer thierischen Sinnlichkeit, die meisten und vornehmsten Empfindungen ihrer Bedürfnisse. Ueber den Zirkel des Nothdürftigen hinaus, das ihnen ihre Viehzucht und ihr Ackerbau, ihre abgestreiften Thierhäute, die wenige Linnen- und Wollen-Arbeit und ihre auf vier eingegrabenen Pfählen gebaute hölzerne Baraken verschafften — über diesen enggezogenen Kreis von Empfindungen, Bedürfnissen und roher Sinnlichkeit giengen kaum ihre Begierden. Von tausend Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens hatten sie gar keinen Begriff, und von der ganzen erhabenen Sphäre des Schönen, dessen Gefühl

II. B. 2tes St.

K

dem



dem Menschen und der menschlichen Sinnlichkeit eigen ist, und dessen vollkommenstes Ideal der Schöpfer durch seine wohlthätige Macht auf die ganze Schöpfung abgedrückt hat, fehlte ihnen noch die erste Empfindung.

Arm an Erkenntniß, roh an Empfindung, hart in der Lebensart sowohl als in Sitten, unbekannt mit allen denen Künsten und Wissenschaften, die das menschliche Leben versüßen, verschönern, veredeln, und eine neue unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit, Vergnügen und Wollust für den denkenden und empfindsamen Menschen und Bürger dieser Welt öffnen — In dieser armseligen und häßlichen Gestalt hatte freylich der alte Teutsche noch ein eben so ungestaltetes Ansehen, als sein Land; und eben darum wundert es mich um so weniger, wenn der im Schoos der höchsten Kultur aufgewachsene Römer, der ihren Werth aus dem Genuß von tausenderley Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens kannte, das alte Germanien einem verwilderten Aufenthalt von Thieren ähnlicher fand, als dem Wohnsitz vernünftiger und geselliger Geschöpfe; wenn er Ursache hatte, es als ein ungestaltetes, rauhes und trauriges Land zu schildern, in welchem nur derjenige, der darinn gebohren worden, und von nichts besserem wisse, zu leben sich entschließen könne. (*)

Diesen

(*) „Wem könnt es wohl einfallen (sagt er im II. Cap. seiner Beschreibung von Teutschland) „Asien, oder „Afrika

Diesen Mangel an Kultur verspürt man eben so sehr, als eine natürliche Folge, an der ganzen Oekonomie und innern Einrichtung ihrer Gesellschaft. Es ist wahr, die auf dem gemeinen Mann schwer liegende Last des Despotismus, der in eben dem Maas, als der kriegerische National-Geist der Barbaren durch die Kultur verloren gieng, sich zufälliger Weise über die Staaten von Europa verbreitete — diese Last drückte den meisten Theil von dem alten Teutschland, das Freyheit charakterisirte, von einer Seite betrachtet, ganz und gar nicht. Aber wie viel Gutes dieser altteutsche Abgott, auf der Wagschaale der Vernunft, mit dem wahren Gewicht nach dem Verhältniß-mäßigen Gewinn für die Menschheit abgewogen — noch übrig behalten werde, wird sich in der Folge dieser Geschichte zeigen. Und man bedenkt nicht die neben der

K 2

teut-

„Afrika, oder Italien zu verlassen, und nach Teutsch-
 „land zu gehen, in ein so ungestaltet Land, das uns
 „vor einem so rauhen Himmelsstrich liegt, und für
 „alle, deren Vaterland es nicht ist, der traurigste An-
 „blick seyn muß?“ Und im V. Cap. fährt er in eben-
 demselben Tone fort: „Wenn gleich der Boden seiner
 „Art nach hier und da ungleich ist; so ist das Land doch
 „überhaupt genommen, entweder verwildert und mit
 „Walde überwachsen, oder sumpfig, und wegen der
 „Moräste unbrauchbar: Die Witterung von der einen
 „Seite gegen Frankreich hin ist mehr naß und feucht,
 „und von der andern gegen die Alpen zu mehr stür-
 „misch.“ —



teutschen Freyheit von der einen Seite in dem alten Teutschland eben so grosse Dienstbarkeit und Knechtschaft, die von der andern Seite den größten Theil der Menschen zu Boden gedrückt hatte, und daß diese von jener bey dem damaligen Zustand der Barbarey eine beynahe wesentliche und nothwendige Folge gewesen war; da hingegen neben unserm kultivirten Zustand Despotismus blos hie und da zufälliger Weise eingedrungen ist. Daneben fehlte es von einer andern, oder vielmehr von hundert andern Seiten — der öffentlichen Verfassung und dem gesellschaftlichen Leben in dem alten Teutschland; und von dem Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung, in welcher nur allein die Menschheit zu ihrer wahren bestimmten Grösse und Glückseligkeit gelangen kan, fehlte so viel, und beynahe alles, daß man auch die wesentlichen und wichtigsten Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft darinn entbehren mußte.

Die Begriffe von Oberherrn, Unterthanen, Bürgern und bürgerlicher Freyheit und vom Staat überhaupt, waren noch ganz und gar in dem alten Teutschland unbekannt. Die nachtheiligen Folgen der alten teutschen Freyheit und Dienstbarkeit, eines wesentlichen Fehlers der damaligen Verfassung, welche vornemlich in einer gänzlichen Hemmung aller und jeder weitem Entwicklung der in der Menschheit schlummernden Kräfte und Fähigkeiten bestanden, werde ich in der Folge etwas umständlicher ausführen.



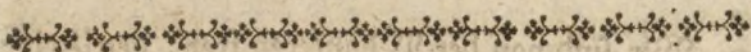
ren. Nur die nächsten und handgreiflichsten Mängel der Reihhe nach aufzuzählen, so fehlte es in dem alten Germanien an einer allgemeinen positiven Gesetzgebung, welche für den mächtign Theil der Völkerschaft gegen dessen aufschwellende Gewalt ein zureichender Damm, und für den schwächern Theil derselben bey entstehender Gefahr ein sicherer Anker gewesen wäre, und welche dem größten Theil der Handlungen der in einer so engen Gesellschaft lebenden Menschen den Stempel des Rechts oder Unrechts aufgedruckt hätte. Es fehlte darneben

An einer ordentlichen, so zu sagen öffentlich garantirten Gerichtsverfassung, bey welcher jeder Einwohner des Landes, als theilhabendes Mitglied eines gemeinen Wesens, Recht zu geben und zu nehmen verpflichtet gewesen wäre, und jede von dem Gesetz gestempelte Handlung mit der gehörigen Sorgfalt, allen ihren dabey vorgefallenen Umständen nach, untersucht, mit der erforderlichen Genauigkeit nach dem Gesetz abgewogen, und alsdenn erst ihrem Werth oder Unwerth nach entschieden worden wäre. Endlich fehlte es vornemlich.

An einer gesetzlichen obersten Gewalt, die jeder andern freventlichen Unternehmung, jedem gewaltsamen Eingriff in die Rechte des Bürgers, in die Gesetze der Nation, in das gemeine Wesen der ganzen Gesellschaft hätte thätigen Widerstand thun können.



Ich muß hier abbrechen, ohne meinen Lesern den alten Teutschen, von allen Seiten betrachtet, in seiner ganzen Gestalt auf einmal darzustellen, die ich stückweise ausmahlen will: und, ohne mich über alles jeso zu rechtfertigen, was in der Folge erwiesen werden soll; weil hier bloß allein die vorläufige Anzeige zu thun war, daß der Zustand des alten Teutschlands für nichts weiters, aber auch für nichts geringeres zu halten wäre, als für die mittelmste Stufe der Menschheit; — ich meyne für eine rohe, aus der Wildheit zwar herausgehobene aber von der Kultur noch ziemlich weit zurückstehende Barbarey.



VI.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses.

Bei der unübersehbaren Schaar von litterarischen Zöllnern, welche alle auf den deutschen Handelsplätzen des Geschmacks feilgebotne Waaren beschauen, und sich zinsbar zu machen wissen, ist, über der Begierde nach ihrem Privatvorteile, noch keinem der patriotische Gedanke angekommen, von Zeit zu Zeit zu kalkuliren, was die Nation bey ihrer Industrie gewinne oder verliere. Könnte man dies jährlich in einer Haupt-



Hauptsumma übersehen, so würden beydes die Geschichte unsres Geschmacks, und die Vorschläge zu Verbesserungen gar sehr erleichtert werden. Zwar hat in den meisten Ländern die Erfahrung gelehrt, daß man nur dann erst seine Zuflucht zu politischen Rechnungen genommen, wenn der Handel bereits zu verblühen anfieng: allein sollte dies auch, wie wir nicht wünschen, unser Fall seyn, so ist es doch unstreitig heilsamer, die Augen über unsern wahren Zustand zu öffnen, als gleich unsern eiteln Nachbarn, uns noch immer mit Schmeichelträumen eines grossen Flors zu unterhalten, indeß die gänzliche Abnahme schon vor der Thüre ist.

Wir sind von der Pedanterey frey, den Zeitraum des guten Geschmacks bey jeder Nation in eine gleiche Anzahl von Jahren einzuschliessen; und eben so wenig vermessen wir uns, Jahr und Tag festzusetzen, von dem an unsre Kultur zu rechnen sey. Aber theils die Ordnung der Natur, vermöge der alle sterbliche Dinge, oft noch ehe sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben, wieder herab steigen müssen, theils die traurige Erfahrung, daß oft noch bey Lebzeiten derjenigen, welche die gute Epoche des Geschmacks gegründet, das Verderben unvermerkt herbey geschlichen sey, nöthigt uns wachsam zu werden. Wir wollen uns enthalten Unglückspropheten zu werden; unsere Absicht wird blos seyn, unsre Landsleute für das gegenwärtige Jahr etwas geiziger und habüchtiger zu machen, als sie



sie bisher gewesen zu seyn scheinen; habfüchtiger nach so manchem Kleinode, das uns noch mangelt, um andern Nationen Troß zu biethen, oder sie zu verdunkeln; geiziger die Schätze zu bewahren, die wir wirklich besitzen. Der erste Abschnitt unsrer Betrachtung wird uns am allerleichtesten werden, da er den eben nicht sehr ergiebigen Zeitraum vom Neujahr bis zur Ostermesse begreifen soll.

Beym ersten Blick in die Thäler um unsern Parnass sieht man ein Getümmel, wie zu der Zeit der Erndte. Nicht nur diejenigen Dichter, welche zuerst die Bahn unter uns gebrochen, sondern auch die, die nachher den Fußtapfen jener mit Ruhme gefolgt sind, beschäftigen sich so eifrig mit verbesserten Ausgaben, und mit der Sammlung aller ihrer Werke, daß es das Ansehn hat, als wenn nach wenig Jahren sie alle zusammen sich würden zurück gezogen haben. So angenehm es ist, die Arbeiten eines jeden beisammen zu sehn, und auf diese Art die Thaten seines poetischen Lebenslaufs schätzen zu können; so betrübt ist es auf der andern Seite, die sämtlichen Werke jedes Dichters als seinen letzten Willen zu betrachten, der nur selten zurück genommen wird. Es ist wahr, von solchen Schriftstellern, denen wir, wenigstens dem innern Werthe nach, schon sehr viel zu danken haben, immer noch mehr zu fordern, wäre Begehrlichkeit und Undank. Nur die sonderbare Denkungsart unsers noch so ungebildeten Publikums muß den Wunsch erregen,

daß

daß jeder unsrer Dichter die Sammlung seiner Werke seinen Erben überlassen möchte. Die meisten von denen, welche für Geschmack-volle Leser gelten, dürsten nach den Neuigkeiten, die eben die Presse verlassen, bewundern unsre besten Dichter mit wahrer Theilnehmung höchstens drey Jahre lang, vorausgesetzt, daß sie sich von Messe zu Messe in Andenken erhalten, rufen ihre Namen drey andere Jahre mit kalten Erclamationen aus; endlich, wenn sich sämtliche Werke in mehreren Theilen aufstellen lassen, verdammen sie sie, ruhig in schönen Bänden im Glasschranks zu prangen, wie etwa der Prinz in der Emilia Galotti dem Portrait der Orsina einen kostbaren Rahmen und einen Platz in der Gallerie bestimmt. Dann darf nur der erste beste Schwächer aufstehen, und mit Geschrey des ehemals bewunderten Mannes spotten; und der grosse Haufen vergift seinen ehemaligen Lieblingsdichter so geschwind, als der Atheniensische Pöbel die Thaten der verdienten Männer, die er durchs Scherbengericht verbannte. Daher macht bey uns ein Dichter, der seine Schriften sammelt, er wolle oder nicht, den jüngern Platz. Nicht genug, daß im verwichnen Jahre Ramlar, Weiße, und Kästner eine Pause, wir wollen nicht hoffen, das Ende, ihrer Laufbahn machten; auch noch so junge Kämpfer, wie Denis, wie Willamov, eilen, auszuruhen. Viele glauben, daß sie alsdann erst Dichter der Nation zu heissen verdienen; aber wie wenig hat man Ursache, nach einem Ruhme zu streben, von dem es, wie wir oben gezeigt haben,



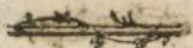
haben, gilt: *Laudatur virtus et alget.* Eine andre Art, *Opera omnia*, die leider noch fast jährlich unter uns erscheinen,

Quasi de domini funere rapta sui,
erregen an und für sich selbst noch weit schmerzlichere Betrachtungen. Sie sind das Ziel einer kaum betretenen Bahn, und das Denkmal eines Verlustes, den nichts ersetzen kan. Denn wenn gleich in derselben Gattung Männer von Talenten aufstehn, (und auch dies ereignet sich nicht allezeit; wer wird sich z. B. jezt der poetischen Satyre annehmen?) so geht doch mit jedem Genie eine eigenthümliche Manier verlohren. Jezo bemüht man sich, den Nachlaß von Schiebeler und Michaelis in Ordnung zu bringen. Was hätten wir nicht von beyden erwarten können, zumal wenn jener minder reich (*) und dieser minder arm gewesen wäre!

Für diejenigen, welche keine Lust haben, ihre Arbeiten jemals zu voluminösen Sammlungen anwachsen zu lassen; für diejenigen, welche so unväterlich gegen die Kinder ihres Geistes denken,

(*) Ich weiß nicht, woher der Verfasser dieses Aufsatzes die Anekdote hat, daß Hr. Schiebeler zu reich gewesen, um mehr zu schreiben, besser zu schreiben, und seine Gedichte mehr zu feilen als er gethan hat. Dem Herausgeber ist von Personen, die ihn genau gekannt zu haben versicherten, vielmehr das Gegentheil gemeldet worden.

ken, daß sie gleich nach der Geburt die Hand von ihnen abziehen, und sie dem Schicksale der Fündlinge aussetzen; für diejenigen, welche nur selten und verstohlener Weise mit den Musen buhlen, für diejenigen, welche auch ihre flüchtigen Einfälle nicht gern verlohren gehen lassen; für diejenigen endlich, welche hinter dem Vorhang die Urtheile des Publikums behorchen wollen, hätte nicht besser gesorgt werden können, als durch das Institut der Blumenlesen, (1) die wir den Franzosen nachzumachen angefangen haben, und die jetzt die Stelle der ehemaligen Belustigungen, Beiträge u. s. f. vertreten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Herausgeber derselben weniger Richter als Einsammler sind. Kein Blümchen kan jetzt so leicht ungesehen und ungenossen verwelfen, oder, weil es nur einzeln und versteckt da steht, vom hochmüthigen Wandrer zertreten werden. Wie lange solche aus so mancherley Blumen gewundne Kränze grünen möchten, wollen wir nicht bestimmen, ja, die Herausgeber selber werden keinen Anspruch auf die Ewigkeit ihres Verdienstes machen. Genug, daß es angenehme jährliche Opfer in dem Tempel des Geschmacks sind; genug, daß Anthologien und Musenkalender ungemein viel beitragen, unser lesendes und dichtendes Publikum geschäftig zu erhalten; genug, daß sie eine Gelegenheit mehr sind, unsre durch so viel Provinzen zerstreute Sänger durch die Nachbarschaft, in der sie hier ihre Arbeiten erblicken, an ihr gemeinschaftliches Vaterland zu erinnern; genug, daß vielleicht manche
durch



durch die Einladungen der Herausgeber angetrieben werden, den nähern Umgang mit den Müssen zu suchen, oder ihn nicht ganz zu fliehen. Den größten Theil derer, die dazu Beyträge liefern, machen indessen immer die Schwärme junger Dichter aus, auf die die Hoffnung einer zweiten Generation oder auch Dynastie beruht; und die ältern spielen hier ihre Rolle meistens nur episodisch. Manche Leser haben die Abwechslung unangenehm gefunden, wenn sie insgemein, so wie sie das Blat umwandten, auf eine Frucht reiferer Jahre eine jugendliche Vorübung folgen sahen; so, wie andern die Mischung so ungleichartiger Gattungen von Gedichten, die solchen Sammlungen wesentlich ist, ein sehr disharmonisches Concert geschienen hat. Aber kein Leser wird je genöthigt, es müßte ihn denn sein eigener Heißhunger nöthigen, den ganzen Vorrath in einem Odem zu genießen; nicht zu gedanken, daß er auf die Feinheit seines Geschmacks eben nicht stolz seyn darf, wenn er nicht jedes in seiner Art zu schätzen versteht.

Kronegg erzählt eine Fabel von einem jungen Baume, der nach und nach vertrocknete,

Bald, weil der Blätter Meng die künftige
Frucht erstickte,

Bald, weil die Blüthe fiel, die schöne Frucht
versprach.

Ja, als er nach mancherley Unfällen endlich
doch zur Blüthe gediehen war, siehe da

Gedruckt

Gedrückt von der Last der Früchte,
Biegt sich der Baum, so, daß man ihm auch
Stützen gab;

Die Menge war zu groß — o traurige Ge-
schichte! —

Fast alle Früchte fielen ab.

Und der Baum, sagt er, sey die deutsche Poesie.
Unstreitig ist die Allegorie jetzt ungleich passender,
als zu Kronges Zeiten. Wie bey einem allge-
meinen Auflauf die Rote von Strasse zu Strasse
wächst; so wird das Gedränge derer, die nach
Lorbeerfränzen laufen, von Jahre zu Jahre im-
mer grösser, und kein Wunder ist es, wenn so
viele dabey erdrückt werden.

So bald ein Kind dem Arm der Amme sich
entrisst,

Gelent ins Händchen kommt, die Fingerchen
sich schliessen,

Ergreifts ein Buch Papier, und schreibt mit
vieler Müß

Gereimten Nischmasch hin, und das heist
Poesie;

Der Vater liest und weint &c.

Die immer mehr anschwellende Zahl der Leyer-
männer, die immer ecklern (2) Leser, die im-
mer mehr aufdauernden Kritiker, nichts schreckt
unsre jungen Dichter ab. Denn nichts gleicht
der Hitze eines Menschen, der sich zum Dichter
gebohren glaubt. Bey allen jenen Schwierig-
keiten,



keiten, gelingt es doch noch täglich einem und dem andern, auf diese oder jene Art, auf eine kurze Zeit, eine gewisse Anzahl von Lesern an sich zu ziehen, da mit der zunehmenden Menge der Leser auch die Verschiedenheit des Geschmacks grösser werden muß. Kaum sieht der schüchterne Verfasser eines Versuchs einen kleinen Anhang, wäre es auch nur von den Einwohnern seines Städtchens, um sich her, so wird er schon von seinem frühen Ruhme taumelnd; und, hätte er vielleicht wirklich die Kräfte, die Vollkommenheit zu erreichen, so ist er doch zu bequem darnach zu streben, oder sinkt wohl gar noch einige Stufen zurück. Wenigstens sind die Beispiele höchst selten, daß diejenigen, von denen man Anfangs nichts mehr als Anlage rühmen konnte, in den Tempel der Unsterblichkeit eingegangen wären. Die Römer, über deren Jährläßigkeit ihr Horaz so oft klagen mußte, konnten die sorgfältige Ausübung und die Mühe der Feile nicht so sehr scheuen, als unsre meisten Dichter

Turpem putant in seite metuuntque lituram.

Ohne Selbsterkenntniß durchstreifen sie alle Gebiete der Dichtkunst auf einmal, wie die Verfasser der Zerstreungen, der poetischen Nebenstunden, der verschiedenen Gedichte, und wie die unbestimmten Titel weiter heißen mögen. Nichts bringt sie mehr auf, als wenn sie ein aufrichtiger Quintil beym Ohre zupft; und wohl bey keiner Nation pflegen getadelte Dichter heftiger zu toben. Ihr ganzer Ehrgeiz scheint sich auf

auf den so leicht zu erkaufenden Beyrauch der Zeitungen und Journale einzuschränken, auf deren Lob sie sich in ihren Vorreden oft als auf Schugbriefe steifen. Freylich müssen sich die, die von edlern Antrieben nichts wissen, mit dieser armseligen Belohnung begnügen, die sie sich meistens unter einander selbst ertheilen. Denn welcher Reimer gehört bey uns nicht auch zur Recensentenzunft, oder welcher Recensent nicht zur Zunft der Reimer?

Wenn die römischen Korins und die französischen Bave für alles andere Ungemach den Trost hatten, und noch haben, daß sie sich nummum in loculos ersingen können: so können bey uns kaum die Miethpoeten sich damit entschädigen. Denn unsre Sostier wissen wohl, daß sie für erbauliche Jahrgänge, und Handbücher für Notarien zehnmal mehr geben können, als für ein gereimtes Alphabeth. Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die Chèvre und die Colleters der Dürstigkeit entrisse. (3) Der Fürst, der unter uns am würdigsten besungen worden, läßt sich ungerührt den Vorwurf wiederholen: Er liest ja doch kein Deutsch Gedicht. Allein unsern wahren Dichtern ist der stolze Gedanke Entschädigung genug:

Von keinem Hofe Sklav, für keinen Prinzen
Dichter,

Deutsche von Deutschen verehrt,

Söhnen wir mit den Nachtigallen

Ungekünstelte Lieder durch die Glur!

Nach



Nach jahrelangen Ermunterungen, ist endlich der Eifer, unsrer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben, (4) so sehr erwacht, daß dies das angelegentlichste Geschäft vieler unsrer Poeten zu seyn scheint. Es sey nun aber, daß uns die Ausführung dieses Gedankens erst zu spät eingekommen, nachdem das Einheimische mit dem Ausländischen bereits zu sehr in Eins geschmolzen war, oder daß sich dieser Zweck, wenn ihn die Natur nicht selbst befördert, durch Raffiniren allein nicht wohl erreichen läßt: die bisherigen Versuche sind größtentheils dahin ausgefallen, unsre Poesie mehr abentheuerlich als vaterländisch zu machen. Durch eine sonderbare Verblendung halten wir das für einheimisch, was wir weit ausser uns selbst (die Ferne der Jahrhunderte ist gewiß grösser, als die Meilendistanz) herzuholen uns martern. Die Muster der Alten aus den Augen sehen, ihre Regeln unter die Füße treten, Kleinigkeiten mit Prunk vortragen, so zügellos herumschwärmen, daß es keine der benachbarten Nationen gewagt hat, noch wagen wird: das heißt wohl eine unerhörte, aber gewiß nicht eine patronymische Dichtkunst einführen.

Als die neuern Griechen sich in den Enthusiasmus der alten Dithyramben hinein schraubten, setzten sie sich doch in die Zeiten derselben Religion zurück. Wir hingegen glauben, Nationalgesänge zu versertigen, wenn wir die Trümmern des deutschen Heidenthums wieder aufwühlen, wenn wir eine Mythologie bearbeiten, die noch
nie

nie von einem Dichter ausgebildet worden, wenn wir singen, wie wir uns träumen, daß unsre Stammväter vor zweytausend Jahren gesungen haben mögen. Es wäre eigensinnig genug, wenn wir die Poesie, gleich als ob uns unsere Zeiten keinen Stoff gäben, in jene unfruchtbare Periode der deutschen Geschichte einschließen wollten, von der wir nur einige wenige unvollkommne Nachrichten durch die Ueberlieferung von Ausländern besitzen, und wo die Erdichtung eben sowohl alles schaffen muß, als wenn wir dem Mann im Monde Besuch geben, und von Welt zu Welt irren —

Bis in den Raum, wo niemand wohnt.

Aber uns gar überreden wollen, das Kostume einer Zeit, da Thuiskons Söhne von den Trojesen wenig unterschieden waren, ausschließungsweise anzunehmen, ist ein eben so seltsamer Einfall, als wenn uns ein Kamtschadalischer Sittenlehrer ermahnen wollte, Sammt und Seide mit Bärzellen, und unsre Wohnungen mit wandernden Hütten zu vertauschen. Man denke sich einen heutigen Stutzer in einer alten Ritterrüstung, und man hat ein Bild von dem posierlichen Aufzuge, den viele unsrer jetzigen Barden machen. Gesezt auch, daß es ihnen endlich gelänge, jene Heldenzeit eben so auszubilden, als das goldne Alter der Schäfer, so hat doch noch kein bukolischer Dichter alles zu Idyllen machen wollen; da sie hingegen gern alles mit Eichenhainen bepflanzen, um uns darinn nicht etwa blos Schlachten und Siege, sondern auch Wein und Liebe vorzusingen.

II. B. 2tes St.



singen. Weder Franzosen noch Britten (welche doch auf die Bardieten gleichstarke Ansprüche machen könnten) haben es für dienlich erachtet, sich mit dieser sogenannten National-Poesie zu bereichern. Zween oder drey Versuche von Gray, so viele einzelne Schönheiten sie auch haben, haben niemanden in England zur Nachahmung gereizt. Eine unschädliche Grille könnte man gleichgültig ansehen; aber diese Mode zieht die Folge nach sich, daß die Bardenmanier zu einem Freybriefe dienen muß, die Bahn der einfältigen Natur ganz zu verlassen, die kühnsten Wendungen zu haschen, allerley Bilder auf einander zu thürmen, und regellos herum zu schweifen. Apollo, oder, wenn es dann so seyn soll, Braga, wende die Prophezenhung des Herrn Jacobi am Schlusse seiner Dichteroper ab:

Da stürzte schnell, ich weiß nicht wie,
Das Opernhaus zusammen,
Auf seine Trümmern setzte sich,
Ein aufgedunsner Büsserich,
Und hauchte Feuerflammen.

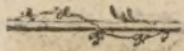
Genien, wie Klopstock, sind dazu gemacht sich neue Bahnen zu brechen; ihnen ist kein Weg zum Ruhm versagt, und sie verdienen auch auf ihren Abwegen Ehrfurcht. Kretschmann, sein glücklichster Nachfolger, hat in den Gefängen, die er in der angenommenen Person des Barden Ringulf gesungen, alle Eigenschaften eines grossen Dichters gezeigt. Auch in des P.
Denis

Denis Bardenliedern erkennen wir, was Horaz zum wahren Dichter erfordert: ingenium, mentem diviniorem atque os magna sonaturum. Beide erwecken in uns den Wunsch, daß es ihnen wenigstens künftig gefallen möchte, sich zu erinnern, daß sie Gefahr laufen, der besten Früchte ihres großen Talentes verlustig zu werden, wenn sie fortfahren, im Taumel der dichterischen Begeisterung, die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Luiskons anzusehen. (5) Aber wenn jeder neue Säugling der Musen sich mit Eichenlaub kränzt, die Leyer mit der Felyn vertauscht, oder gar andern den rühmlichst verdienten Lorbeer gern herabreißen möchte: so kostet es dem Patrioten viel, sich des Unwillens und des Strafkons zu enthalten.

Doch Affectation droht uns, nicht allein die kaum erkannte höhere lyrische Poesie zu verfinsteln; auch an dem zarten Ausdrucke der sanften Empfindungen wird so sehr geschnitzelt, daß der Bogen endlich brechen muß. Nicht die Sprache des Herzens, sondern Spiele des Witzes und Neuheit der Worte werden hier zum Hauptzweck gemacht. Die Kunstrichter haben es so lange wiederholt, daß die Einfalt und Naivetät der alten schwäbischen Dichter nachahmungswürdige Tugenden wären, bis man einen Versuch machte, uns auch Minnelieder zu geben. Aber es wird ein Gleim erfordert, um im Geiste der Minnesänger, nicht mit ihren nachforirren Wendungen und zusammen gelesenen Worten zu

1 2

bich-



dichten. Was gewinnt unsre Poesie, wenn wir die Liebe, Minne, liebenswürdig, minniglich, lieben, minnen, Liebespfänder, Minnepfänder, hold, wonniglich, u. s. w. nennen? Obwohl diese Gattung von Sang — denn so fängt man an anstatt Gesang zu schreiben — vor der Bardenpoesie den Vorzug hat, daß sie nach wirklich vorhandenen Mustern gebildet ist: so sehen wir doch eben so wenig, was das achtzehnte Jahrhundert durch die Verwandlung ins zwölfte, als was es durch Wiederherstellung der Zeiten des Arminius gewinnen könnte. Ueberhaupt läuft die charakteristische Poesie unter uns Gefahr, bald erschöpft zu werden, falls uns nicht die Russen irgend einen neuen Welttheil entdecken sollten. Nach so unermüdetem Eifer über das knechtische Vieh der Nachahmer (wie der *poete* Horaz sie nennt) sind wir endlich in die entgegen gesetzte Krankheit, in die Originalsuche verfallen. Nicht wenige versuchen es daher, auf dem Kopfe zu gehn, um sich nicht der Füße mit dem gemeinen Haufen zu bedienen. Sie scheinen das Publikum für ein Auditorium anzusehen, das sich nur durch Tausendkünste amüsiren läßt. Alle Zeitalter, alle Nationen, alle Stände müssen ihnen herhalten, um wenigstens mit einem neuen Anstriche zu gleissen. Diese mancherley Farben werden gesucht, weil sie gar bald zu gemein werden. Denn bey allem Hange zum Originellen sind dennoch die Nachahmer nichts weniger, als ausgerottet, und, wenn wir etwan fünfzig Männer befassen, die lesbare Verse machten oder

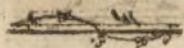
oder gemacht hätten, so würden dagegen gewiß zweyhundert seyn, die selbst nicht wissen, was sie schreiben, sondern sich von allerley Wind hin und her treiben lassen. Kein Wunder also, wenn jede, auch noch so widersinnische Erfindung ihre Anhänger bekömmt. Indessen steht von der neuesten Thorheiten dieser Art, von den chinesischen Gesängen zu hoffen, daß es bey dem ersten Versuche sein Bewenden haben werde, da dieser (um mit Herrn Ellopsokleros (*) zu reden) gar zu affentheurlich und napengesheurlich war, um nicht allgemein verspottet zu werden. Dergleichen Mummereyen sollten billig nur französischen Scapins überlassen bleiben. Nonnenlieder, die jede Dirne eben so gut anstimmen kann, Freymäurerlieder, die nichts als moralische Reime sind, ein korsikanisches Lied, dem vermuthlich der Enthusiasmus fehlt, weil es so spät verfertiget worden, das alles hat uns das verflossene Jahr geliefert. Besser sind einige russische Kriegsgefänge und das Lied eines Wilden ausgefallen. Vor türkischen Gefängen wird uns wohl der Nationalhaß bewahren.

Nachdem Herr Jacobi den Pfad des Petrarca so glücklich betreten hatte, scheint der Geist des platonischen Sängers über eine ganze Menge junger Dichter gekommen zu seyn, und die Petrarchische Poesie ein eigener Zweig unsrer lyrischen Dichtkunst zu werden. Daß sie viel dabey

2 3

gewin-

*) einem Personage aus dem Rabelais.



gewinnen werde, daran zweifeln wir sehr. So selten die **Lauren** und **Elisen** sind, so sparsam sollte man auch solche Lieder machen. Zu viel Süßigkeiten müssen einem deutschen Leser bald eckel werden. Diejenigen, denen Petrarchs Schwärmerey nicht natürlich ist, müssen sich recht sichtbarlich peinigen, um sich darein zu versetzen, und brauchen daher in der That auch diese Gattung nur als ein Privilegium unnatürlich zu seyn, und zu einem Firniß, um etwas zu scheinen, da sie sonst gar nichts seyn würden. Wirklich sind nur einige wenige in Petrarchens Empfindungen eingedrungen; die übrigen stecken sich nur in seine Maske, lassen seinen Enthusiasmus nach, der in ihrem Munde spielende Tändelen wird, und gleichen denen, die durch verdrehte Augen ihre Andacht an den Tag zu legen meynen. Viele der lieblichsten Ausdrücke des Petrarch sind dadurch schon so gemein worden, daß man bald auch hier genöthigt seyn wird, alles bis zum Abentheuerlichen zu überspannen, und nicht nur das Herz sondern auch den Verstand zu zerschmelzen. Alle Blumen in diesen Auen sind schon so abgemäht worden, daß die Grazien bald auf öden Steppen tanzen müssen. Der Körper hat nun schon so oft der Schleyer des Geistes geheissen, **Laura** ist uns so oft von Blüthen begossen erschienen, wir haben den Liebhaber so oft in ein bessres **Lyssium** verzückt gesehen, (die sonderbaren Kompositionen ungerechnet, die hier so arg als in der Klopstockischen Ode gemacht werden)

daß

daß auch diese Art von Heroide uns bald nicht mehr unterhalten wird.

Der grosse Haufen unserer launischen Scribenten, welche nichts als die Grimassen der Britten kopiren, ist eine Bande mit noch verzerrtern Gesichtern. Hier ist es zur Zeit nur einem einzigen gelungen, mit den Britten zu wetteifern. Die übrigen, nachdem sie gesehen, daß man bey einigen Schriftstellern die Ergiessungen ihrer Laune mehr geschätzt hat, als die geisttesten Arbeiten mittelmäßiger Köpfe, wenden die gewaltsamsten Kontorsionen an, um sich jenen gleichzustellen, ohne zu bedenken, daß *Witz* genthümlichkeit das Haupterforderniß der Laune, und der Humor jedes andern unerreichbar sey. Mit ihnen vereinigen sich die sentimentalischen Herren, welche uns gern Alteweibermärchen, moralische Bademecums, oder gar fanatische Schwärmeren für Beweise eines empfindsamen Herzens verkaufen möchten. Wie sehr hat sich Herr Schröter auf seinen Reisen durch Deutschland gemartert, und wie sehr martert er seine Leser! Ein anderer hat eine Reise nach Pirmont angestellt, die der Reisekosten schwerlich werth ist, wenn sie auch zu Fuß geschehen wäre. Aber noch in viel geringere Unkosten hat sich der Verfasser der Reisen durch die Visitenzimmer gesetzt, der geradezu bekennet, daß er seine müßigen Spaziergänge blos Reisen genannt habe, weil jeso alles reise. Daß es doch jenem Pilgrim nicht einfalle, die übrigen siebzehn Bänder zu durchwandern, noch diesem, uns mit allen



übrigen Festtags = ja wohl gar Sonntagsbesuchen zu beschenken! Die zweien Tage eines Schwindsüchtigen machen den Leser nicht empfindsam, sondern milz süchtig.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

* * * * *

VII.

Zusätze des Herausgebers

zu dem

vorstehenden Artikel.

1) „Das Institut der Blumenlesen.“

Die Sammlungen flüchtiger poetischer Stücke, welche wir den Herren Schmidt und Boie zu danken haben, und von welchen hier die Rede ist, haben unstreitig den Werth, der ihnen hier beygelegt wird. Aber die Gründe, womit der Verfasser den Mangel an Auswahl, der unsern Blumenlesen gemein ist, zu rechtfertigen sucht, werden demjenigen schwerlich Genüge thun, der sich einfallen läßt, sie gegen den französischen Almanach des Muses zu halten. Ich zweifle sehr daran, ob der Begriff, welchen die Ausländer von dem Zustande unserer schönen Litteratur und von unserm Geschmacke nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gereichen dürfte. Sollte es hier nicht eben so bewandt seyn, wie mit einem Mahleren = Cabinet,

nette, wo Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in schön geschnittenen und vergoldeten Rahmen unter einander stünde? Wird der Kenner, der es besieht, nicht eines von beyden denken: entweder, daß es dem Eigenthümer an Geschmack gefehlt habe, Gutes und Schlechtes von einander zu unterscheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, sich lauter schöne Stücke anzuschaffen? Und wird man, im letztern Falle (welches wohl der Fall unsrer Blumensammler zu seyn scheint) nicht urtheilen, daß es besser gethan sey gar kein Mahleren-Cabinet zu haben, als einen solchen Mischmasch? Ich sehe wohl, daß die Sammler der Blumenlesen (gegen deren Geschmack wohl kein Verdacht statt findet) ein paar sehr scheinbare Gründe haben, das Richteramt, dessen sie sich durch eine scharfe Auswahl anzumassen scheinen würden, von sich abzulehnen. Einmal ist nichts reizbares und in seinem Zorne grimmigers in der Natur, als ein Dichterling; und es ist also sehr begreiflich, daß friedliebende Leute, wenn sie nun einmal zwischen der Gefahr, den feinen Geschmack weniger Kenner zu beleidigen, und der ungleich schrecklichern Gefahr, sich die Wuth der Dichterlinge zuzuziehen, wählen müssen, lieber in die Hände der Kenner (welche meistens gutherzige Leute sind) als in die Stacheln der poetischen Wespen fallen wollen. Und dann lehrt die tägliche Erfahrung, daß in einer Sammlung kein Stück so elend ist, welches nicht seine Liebhaber, und keines so vortreflich, welches nicht seine Tadler und Verächter habe. Der Sammler,



ler, der für das Publikum im weitesten Begriffe sammelt, kan also (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geschmack hat) nicht immer seine eigne Empfindung oder das leicht vorherzusehende Urtheil der ächten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er sehr oft verwerfen müssen, was den Meisten vielleicht besser gefallen würde, als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen wirklich das Beste in seiner Sammlung ist. Allein, wiewohl ich ganz gerne zugebe, daß man, in gewissen Umständen, sich nicht von allen Rücksichten auf unsre eigene Gemächlichkeit, und von aller Nachsicht gegen die Schwachheiten und Launen des sogenannten Publicums, frey machen kan: So weiß ich doch, daß sehr viele mit mir wünschen, daß wenigstens nichts offenbar schlechtes, plattes, schülermäßiges und nonsensicalisches in eine poetische Blumenlese aufgenommen werden möchte. Es giebt allerley Blumen, und in einen so großen Kranz können alle Arten mit eingeflochten werden; aber es müssen doch immer Blumen seyn; und wenn sie uns nicht durch ihren Wohlgeruch vergnügen, so sollen sie wenigstens durch Gestalt und Farbe ergözen. Aber Nesseln und Distelköpfe, was sollen die in einem Blumenfranze?

(2) „Die immer ecklern Leser.“

Dies ist wohl nur ein Compliment. Wie kan man von dem grössern Theile unsrer heutigen Leser sagen, daß sie einen ekeln Geschmack, oder
(mit

(mit Horaz zu reden) daß sie eine Nase haben? Was gefällt nicht? Und wie wenig gehört nicht dazu, ein berühmter oder wenigstens ein beliebter und gepriesener Schriftsteller zu werden? In der That kan man sich gegen alles Mittelmäßige kein nachsichtlicheres und gefälligeres Publicum denken als das unsrige. Wäre es wohl möglich, daß die unendliche Menge der schlechten und mittelmäßigen Scribenten in allen Arten noch immer von Messe zu Messe wachsen könnte, wenn sie nicht günstige Leser fänden?

(3) „Unter unsern Grossen ist kein Alexander
 „und kein Richelieu, der die Chôrile und
 „Colletets der Dürftigkeit entrisse.“

Grosse Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Carl der zweete von England liebte die Cithar eben so sehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citharschläger Francisco war eine Art von Günstling, und ein neues Menuet von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens und Räckelns als der prächtigste Opern-Chor von Lülili. Ludwig der vierzehnte konnte die schönsten Stücke von Teniers nicht leiden, weil sie nur gemeines Bauervolk vorstellen; hingegen giebt es andre grosse Männer, die einen entschiednen Groll gegen alles Idealische haben, und eine wohlgenährte flammändische Venus der griechischen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war un-

streitig



streitig ein grosser Geist. Er liebte, beschützte und belohnte Wissenschaften und Künste. Er verschonte, da er Theben zerstören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehemals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe besetzten Kästchen mit sich herum. Er unterstützte den Aristoteles mit grossen Summen bey der Verfertigung seiner Naturgeschichte der Thiere. Lysippus und Apelles, der grösste Bildhauer, und der sinnreichste und angenehmste Mahler seiner Zeit, der Mahler der Grazie, stunden bey ihm in der vorzüglichsten Gnade. Bey allem dem hatte er, wie es scheint, nur einen sehr mittelmässigen Geschmack in der Dichtkunst; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meister als Lysippus und Apelles erlauben wollte, seine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem sehr schlechten Poeten, seine Thaten zu besingen, sondern belohnte auch den Versemann so reichlich als ob er ein Homer gewesen wäre, und so wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden ist. Vielleicht gab es gerade damals keinen bessern als diesen Chörilus; oder vielleicht fand dieser bessere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verse des Sängers Chörilus zum wenigsten gut ins Gehör, und Alexander, der keine Zeit hatte, darauf acht zu geben, ob die Gedichte seines Hofpoeten im Ganzen gut oder schlecht waren, fand sie vortreflich, weil seine Thaten darinn besungen waren. Wären sie gut gewesen; so hätte er sie

ver-

vermuthlich nichts desto schlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieser Chörilus eine Schwester, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte Chörilus ein Gedicht auf den Schoosshund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagayen der Geliebten sprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunst die Ehre, selbst Verse zu machen, und diesen Chörilus traf just das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, sie ihm schön ins Reine zu schreiben, — und die sechsthalfsüßige Hexameter länger oder die siebenfüßige kürzer zu machen? Ein jedes dieser vielleicht ist sehr möglich; und ein jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erste Dummkopf seiner Zeit gewesen wäre, in den Augen des Fürsten zu einem Homer zu machen. Bey den Göttern dieser Erde kommt sehr viel auf die kleinen Umstände an. Was den Cardinal von Richelieu betrifft, der den Advocaten und Poeten Colletet, wiewohl er beydes gleich schlecht war, unter die Vierzig der neugestifteten französischen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte, — diese berühmte Eminenz ist eines von den entscheidendsten Beyspielen, daß ein sehr großer Staatsmann ein schlechter Kenner des poetischen Verdienstes seyn kan, und daß man darum keine bessern Verse macht, weil man eine Negotiation vortreflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bey der Nachwelt nachtheilig war, — der Mangel an Talenten — von seinem Beschützer zum



zum Verdienst angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, selbst ein Poet — das ist, das, wozu ihn die Natur gerade am wenigsten gemacht hatte, — seyn zu wollen. Es war also natürlich, daß die schlechtesten Dichter eben diejenigen waren, die am meisten bey ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeihung dafür zu erhalten, daß er so vortreflich war. Die Colletets, die Cotins und ihres gleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Musengotte zu kriechen, und zu klein, um seine Eifersucht zu erwecken. Dank also, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unsern Grossen keine Alexander und keine Richelieu sind, welche die Chôrile und Colletets der Dürftigkeit entreissen! Die Folgen einer so übelangelegten Freygebigkeit würden für unsre Litteratur zu verderblich seyn. Da die Anzahl der Leute, die sich ohne Genie und Talente zu Dichtern aufwerfen, jetzt schon so groß ist; jetzt, wo auch ein Cervantes und Ariost so gut als ehemals in Spanien und Italien Gefahr liefen, seinen poetischen Lebenslauf in einem Hospitale zu beschliessen: was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten sogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

(4) „Der Eifer, unsrer Dichtkunst einen National-Charakter zu geben ic.“

Die Ursachen, warum die deutsche Nation keinen so ausgezeichneten National-Charakter haben kan, wie die Französische und Englische, sind bekannt

bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung; und können also auch nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten Griechen, unter welchen Corinthier, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier, u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine folglich wenig auszeichnende Züge zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Glors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten: so kam es blos daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weniger, Sklaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der grössste Theil von Europa auf einen hohen Grad poliziert gewesen, so würden sie sich bey weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bey allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu parthenisch seyn sollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat als zu einem solchen Urtheil erfordert wird, eine Vergleichung der besten deutschen Dichter und Prosaiisten mit den besten Scribenten in Italien, Frankreich und England anstellen, und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? Ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den deutschen Schriftsteller von dem Belischen, Französischen, Englischen, unterscheiden, und



und die auf Rechnung des National-Charakters
 gesetzt werden müssen? — Und dies, dünkt mich,
 ist alles, was man vernünftiger Weise in diesem
 Stücke fodern kan. Aber hieran genüget, wie
 es scheint, gewissen von verimeyntlicher Vater-
 landsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie ver-
 stehen unter den National-Charakter, den sie
 unsrer Dichtkunst oder überhaupt unsern Wer-
 ken des Genies geben möchten, etwas mehr:
 aber beynahе sollte man zweifeln, ob sie in dem,
 was sie fodern, sich selbst recht verstehen. Ist
 ihre Meynung, wir Deutsche sollten eine Natio-
 naldichtkunst haben, die sich eben so auszeichnete,
 uns eben so eigenthümlich wäre, wie ehemals die
 Griechische und Celtische den Griechen und Celten
 eigen war, und durch starke National-Züge con-
 trastierte: so haben sie vermuthlich nicht bedacht,
 daß sie etwas verlangen, das weder nach der heu-
 tigen Verfassung der Welt möglich, noch in
 irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist.
 Würden die Römer zu Trajans Zeiten nicht lä-
 cherlich gewesen seyn, wenn sie den Verlust ihrer
 alten eigenthümlichen Poesie, ihrer Sescennius-
 nen und Saturnischen Verse beklagt, und von
 ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull, u. s. w.
 als Nachahmern der Griechen, mit gerümpf-
 ter Nase gesprochen hätten? Würden wir es we-
 niger seyn, wenn wir unsre Dichter nicht für ein-
 heimisch erkennen wollten, weil sie sich anstatt
 nach den Barden der alten Celten — nach Grie-
 chischen Mustern, oder nach den neuern Mustern
 derjenigen Europäischen Nationen, welche früher
 als

als wir beleuchtet und verfeinert worden sind, gebildet haben? Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der bloßen Natur hervorgebrachte Poesie, und es ist unläugbar, daß diese, bey aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunst nicht erreichen kann; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freyheit, wo die Menschheit noch alle ihre Kräfte ungebündigt und unerschöpft beisammen hat, möglich ist; ein Feuer, so heftig und ungestüm, wie die Leidenschaften kindischer Seelen in herkulischen Körpern. Aber gewiß, um unsrer Poesie diese wilden Schönheiten, diese nervichte Stärke wieder zu verschaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der grosse Ossian dichtete, nicht zurück rufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anstrengungen unsrer Einbildung in sie versetzen? O! warum nicht? Dies können wir so gut als man sich figeln kann, um zu lachen. Aber wozu sollten wir das? Unsere Verfassung, unsre Lebensart, unsre Sitten, unser ganzer Zustand ist, Dank sey dem Himmel! so sehr von dem unterschieden, was unsre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewisseres Mittel wäre, unsre Poesie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir sie in eine Belleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in diesem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunst erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müssen, warum sollten wir unsre Modelle nicht lieber von einer Nation

II B. 2tes St.

M

her-



hernehmen, in deren Schoose jede edle und schöne Kunst, die den Menschen in dem Besiz seiner Vorrechte über die Thiere setzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht wirklich die Lehrmeister aller übrigen politizierten Völker der alten Welt gewesen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu danken als die ehemaligen Römer? Wem anders als dem Geist, den sie in uns angefaßt, dem Lichte, das sie uns mitgetheilt, den Mustern, die sie uns hinterlassen, haben wir unsre Verwandlung in gesittete Menschen, unsre bessere Verfassungen, unsre bessere Polizen, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns seit mehr als zweyhundert Jahren die grössesten Männer in allen diesen Classen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beispiele, ihrer Muster so lange genossen, wollten wir uns einfallen lassen, in der Poesie — und in dieser allein (denn in welcher andern Kunst wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Wandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlassen, um in den Wäldern der alten Teutschen herum zu irren, und in unsern Gesängen einen National-Charakter zu affectiren, der schon so lange aufgehört hat der unsrige zu seyn?

Je

Je mehr ich die erste Pflicht der Menschen, sich einander zu nähern, sich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer grossen von der Natur selbst gestifteten Gesellschaft mit zusammengefügten Kräften an ihrer gemeinschaftlichen Bervollkommnung zu arbeiten, überdenke: je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen starken Fortschritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes führt, zu halten, daß wenigstens die Nationen von Europa immer mehr von dem verlihren, was ehemals den eignen Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch sich jede mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und gesitteter Völker entfernte. Je ungeselliger ein Volk ist; je mehr es, wie die alten Egyptier, und noch jezt die Chineser und Japaner, für sich selbst und von allen andern abgeschnitten lebt: je besser erhält es sich frehlich in seinem National-Charakter; aber desto unvollkommener bleibt auch sein National-Zustand. Hier scheint von ganzen Völkern eben das wahr zu seyn, was der Verfasser der Betrachtung über die Widersprüche in der menschlichen Natur (Deutsch. Merkur 2. St. Seite 162.) von einzelnen Menschen behauptet — sie erlangen durch diese Absonderung und durch die Sorgfalt ihre Begriffe und Sitten nicht mit Fremden zu vermischen, eine Art von Individualität, die oft an die Raskatur grenzt; und so, wie (nach eben diesem Verfasser) der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Den-

M 2

arten



arten den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz giebt: so läßt sich eben dies auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben so viel moralischen Personen, die allgemeine menschliche Gesellschaft zusammen gesetzt ist. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigene Bildung, ihr eigenes Temperament, ihre eigenen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äußerlichen physischen und sittlichen Ursachen, die auf den Menschen wirken, wirken bey verschiedenen Völkern auf so verschiedene Art, in so ungleichem Grade, nach so mancherley Richtungen, daß man gar nicht zu besorgen hat, sie könnten sich durch die Wirkungen der Geselligkeit, und einer gegenseitigen Mittheilung dessen, was jede an Producten der Natur und der Kunst eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu stark abstechende, einen widrigen Mißton im Ganzen verursachende wird sich dadurch verlihren; und die Mittel-Tinten und sanfte Abstufungen, die aus der Brechung der einer jeden Nation eigenen Farbe entstehen, werden dem grossen lebendigen Gemählde der polizierten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bey deren Erblickung (wenn wir uns eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Der

Der Dichtkunst wahre Bestimmung ist die Verschönerung und Veredlung der menschlichen Natur; und wenn sie auf diesen grossen Zweck in Vereinigung mit der Philosophie und mit ihren andern Schwester-Künsten, den bildenden sowohl als den musicalischen arbeitete, wer kann die Grenzen des wohlthätigen Einflusses ziehen, den sie auf die menschliche Gesellschaft haben könnte? Aber damit sie diesen Zweck erreiche, muß sie sich über die blosse Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Gesellschaften, über die unvollkommenen Modelle einzelner Kunstwerke erheben, aus den gesammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegossenen Schönen sich ideale Formen bilden, und aus diesen die Urbilder zusammen setzen, nach denen sie arbeitet. Dies ist, wenigstens nach meiner völligen Ueberzeugung, die beste Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgesetz der Kunst, das den welschen, französischen, englischen, deutschen und jeden andern Dichter gleichstark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunst steht ihm dazu offen, und indem jeder in seiner Art sich aus diesen Schätzen zu bereichern sucht, wird er sich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinschaftlichen Charakter der poetischen Virtuosen ausmacht, zu welcher Zeit und bey welchem Volke sie gelebt, und in welcher Sprache sie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, slavische Nachahmer, Affen der grossen Meister, eingeschränkte Köpfe, welche sich an das einzelne und eigene eines ge-



fallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der grosse Meister keine Manier) ängstlich abkopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von eben so eingeschränkten Begriffen kommen, und in schwankenden bald zu viel bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunst, National-Musik, u. s. w. schreien, ihrer Gewohnheit nach den Wettseifer des Genies mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen, und wohl gar am Ende nur demjenigen den Preis der Vortreflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu seyn, Dinge sagt, die niemand vor ihm gesagt hat, und niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meinung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser National-Interesse und auf grosse für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen, und erst durch eine solche Anwendung eine wahre National-Dichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Auflösung darbietet, sind zu verwickelt, um in dieser, ohnehin schon
zu

zu weitläufigen Anmerkung, untersucht zu werden. Ich gedenke aber vielleicht im nächstfolgenden Theil des Merkurs sie zum Inhalt einer besondern Betrachtung zu machen, und meine Gedanken darüber dem Leser zu eigener Prüfung vorzulegen.

(5) „Wenn sie fortfahren die Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Tuiskons anzusehen.“

In der That, seit Tuiskons, oder, um nicht so weit auszuholen, seit Herrmanns und Thusneldens — Carls des Grossen — Heinrichs des ersten — Otto des ersten — Heinrichs des vierten — Friedrich des zweyten — Ludwig des fünften, Zeiten — und nur seit den Epochen Friedrichs des dritten — Carls des fünften — Ferdinand des dritten — Carls des siebenden — sind mit den Germanischen Staatskörper nach und nach so grosse, so mannigfaltige, so wesentliche Veränderungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unschicklichen, welches, aus dem unendlichen Contrast unsrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Versuch, uns als solche zu behandeln, sich ansbreiten muß, gänzlich abstrahiren wollten) blos der unermessliche Unterschied der gegenwärtigen Verfassung von Europa und Deutschland von dem, was beydes zu den Zeiten der Varden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Herrmanns mit uns zu reden, und uns



die Gefinnungen der alten Catten und Hermundur zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freyheit, die wir zu unserm Glücke längst verlohren haben, den kriegerischen, blutdürstenden Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbären durch die Magie der Dichtkunst verschönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edeln Kunst machen, der bey allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist, als wenn sie zum Werkzeuge der Ueppigkeit und ausschweifender Luste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich verbunden hat. Die Musen, als getreue Gehülffinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; die ungestümen Leidenschaften nicht anzuzünden, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen, uns den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorzustellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und allgemeinen Geselligkeit einzustößen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß sie

sie Brüder sind und nur durch Vereinigung und Zusammenstimmung glücklich seyn können; den Fürsten — nicht zu schmeicheln — sie nicht in dem Wahne zu bestärken, daß sie alles dürfen was sie wollen — daß die Kunst zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern sie zu Helden mache — daß es Recht sey, wenn sie zu Befriedigung ihrer Privatleidenschaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüsten, und mit dem Leben der Menschen ein grausames Spiel treiben; sondern daß sie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker oder hassenswürdige Tyrannen sind, u. s. w. Dies ist, dünkt mich, in den Zeiten, worinn wir leben, mehr als jemals die wahre Bestimmung der Dichtkunst, und zu dieser edeln Bestimmung fodern wir uns selbst und alle Priester der Musen auf!

Ubrigens sey es ferne, daß ich durch diese Anmerkung dem verdienten Ruhm der schätzbaren Dichter, von welchen im Terte die Rede ist, das geringste benehmen wolle. Beide sind unläugbar Männer von Genie, und als Werke des Genie betrachtet, finde ich ihre Bardenlieder jedes Lobes würdig. Warum sollte es auch einem Dichter, der blos die Kräfte seines Geistes versuchen und üben will, nicht eben sowohl erlaubt seyn, den Stoff zu seinen Gemälden aus den Zeiten der alten Germanen zu nehmen, als es einem Mahler erlaubt ist, die Schlacht des Theseus mit den Amazonen oder den Raub der Sabinerinnen zu mahlen?

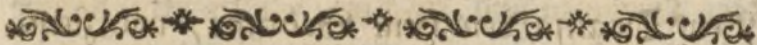
M 5

ich



ich wünsche, daß sie die Bahn Ossians (dessen Gesänge gleichwohl sein poetischer Uebersetzer selbst in ihrer Art nicht höher schätzen kan als ich) verlassen und für ihre Zeitgenossen und eine — hoffentlich — bessere Nachwelt dichten möchten; so geschieht es blos, weil ich überzeugt bin, daß sie ihr Talent dadurch gemeinnützlicher machen könnten, und weil ich ihnen vorzüglich zutraue, daß sie von der Bestimmung der Dichtkunst die edelsten Begriffe hegen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)



VIII.

Auszug aus einem Briefe aus Paris,

vom 20. May 1773.

An die Demoiselle ***

Ihre Freundin ist also angekommen? Wie glücklich Sie sind! Nun haben Sie doch jemanden, wenn Sie etwas Schönes sehen, zu dem Sie sagen können: das ist schön. O gewiß, so lange man das nicht sagen kan, ist es um die ganze Welt eine traurige Sache. Neulich war ich in der ersten Vorstellung des Magnifique von Grétry. Das Stück hat eine Scene, welche ich durch und durch empfand, eine vortreffliche Scene; aber was half sie mir? Der Mann, der
neben

neben mir in der Loge saß, hatte kein Herz sie zu empfinden. Vortreflich! sagt' ich, der Auftritt mit der Rose ist so schön, so rührend! „Wie? versetzte mein Nachbar, als wenn er aus einem Traum, erwachte, wo sehen Sie denn eine Rose?“ Der arme Mann, der eine Magistrats-Person war, hatte vermuthlich an seine Processen gedacht. Ich sagte nichts weiter, und kehrte ihm den Rücken zu; denn sein blosser Anblick hätte mir das ganze Stück verdorben.

Sie kennen vielleicht den Magnifique. Es ist ein Drama von Hrn. Sedaine, und ziemlich frostig. Die Musik überhaupt ist nicht völlig des Gretry würdig; aber in den Worten und in der Musik finden sich neben gemeinen Stellen einige sehr erhabene. — Der Auftritt mit der Rose ist ein Meisterstück. Ich muß gestehen, daß Madame la Rnette und Hr. Clerval nicht wenig dazu beitragen: denn, wenn man die Scene liest, so macht sie einen geringen Eindruck; auf dem Theater hingegen, von diesen beyden Personen gespielt, ist sie das schönste, was man jemals gesehen hat. Der Inhalt ist ohngefähr dieser:

Aldobrandin, ein geiziger und eifersüchtiger Greis, der Vormund von Eleonore, einem schönen und reichen Frauenzimmer zu Florenz, verbirgt sein Mündel, um es zu heirathen. In seiner Nachbarschaft wohnt ein junger, freugebiger und



und liebenswürdiger Edelmann, mit dem Beynahmen *le Magnifique*. Eleonorens Schönheit ist ihm nicht entgangen; er liebt sie bis zur Leidenschaft; aber ohne Hoffnung. Ein sonderbarer Umstand verschafft ihm endlich das Mittel, sich mit seiner Geliebten, selbst in Gegenwart ihres Vormunds, zu unterhalten. Aldobrandin wollte von ihm ein kostbares Pferd kaufen, und der Edelmann forderte dafür zweytausend Ducaten, oder ein viertelstündiges Gespräch mit Eleonoren. Der Alte willigt in die letzte Bedingung; aber so, daß er Zeuge von ihrer Zusammenkunft, obgleich weit genug entfernt seyn will, um von der Unterredung nichts zu verstehen. Auf diese Weise scheint ihm der Kauf ganz wohlfeil; jedoch quält ihn die Eifersucht, und insgeheim verbietet er Eleonoren, auf die Reden des Liebhabers das mindeste zu antworten. Nachdem er diese vorbereitet hat, läßt er den jungen Edelmann herein kommen, dessen Art sich anzukündigen, nebst dem verschwenderischen Aufwand in seiner Kleidung, ihm den Namen des Prächtigen vollkommen verdient. Man stellt die Taschenuhren, und der Alte geht bis ans Ende des Theaters zurück. Der Liebhaber nähert sich furchtsam seiner Geliebten, prüft sie, bleibt stumm, und nimmt darauf neben ihr Platz. In beyden Gesichtern ist die durch ihre Zusammenkunft, und noch mehr durch die Gegenwart des Alten verursachte Verwirrung ausgedrückt. Endlich redet er sie an, und erklärt ihr seine zärtliche und ehrfurcht-

furchtvolle Zuneigung. Sie antwortet nichts. Dieses Stillschweigen hält er anfänglich für Verachtung; aber die zärtliche Unruhe des schönen Mädchens enträthelt ihm das Geheimniß. Er beklagt sich über sein Schicksal, und insonderheit über die Treulosigkeit des Aldobrandin. Mit der größten Lebhaftigkeit mahlt er alles, was er empfindet, beschwört sie, Mitleiden mit ihm zu haben, und stellt ihr vor, dieses sey vielleicht das einzige mal, daß er das Glück habe, sich ihr zu nähern. Wenn seine Klagen sie rühren; so hofft er, den Signor Aldobrandino zu bewegen, daß er in ihre Verbindung willige. Keine Antwort. Nun zürnt er mit dem Alten, der, vergnügt über seinen gespielten Streich, ihn kaltsinnig erinnert, daß die vorgeschriebene Zeit bald verflossen sey. Der Liebhaber kommt wieder, nimmt seinen vorigen Platz ein, beschwört Eleonoren, in einer demüthig-bittenden Stellung, ihn nicht voller Verzweiflung weggehen zu lassen; und ihm wenigstens ein Zeichen ihrer Gewogenheit oder ihres Hasses zu geben. „Wenn meine Leiden Sie erweichen, schönste Eleonore, so lassen Sie diese Rose, welche Sie in der Hand haben, fallen.“ Bey diesem Vorschlage wird die Verwirrung des liebenswürdigen Mädchens sichtbar. Die Rose geht hin und her, und ihre Bewegungen verrathen alles, was in Eleonorens Seele vorgeht. Der Liebhaber verliert sie nicht mehr aus dem Auge; seine Bitten werden immer feuriger. Zuweilen ist die Rose im Begriff zu fallen;



fallen; aber sogleich ziehen Schaam und Furchtsamkeit sie wieder zurück. Sie verändert ihre Stelle, und wird fester gehalten. Endlich gleitet die Hand herab; der Liebhaber macht eine Bewegung, als woll' er sich dem Mädchen zu Füßen werfen; sie blickt ihn an, wird gerührt — und die Rose fällt. Der Magnifique, vor Eleonore auf den Knieen, hebt die Rose auf, und bedeckt sie mit Küssen. Eleonore liegt in ihrem Lehnstuhl, den Arm auf den Tisch gestützt, ihr Gesicht in ihrer Hand verborgen: indem tritt der Alte herzu, den Verlauf der Viertelstunde anzuzeigen. Der Magnifique schenkt, voll geheimer Freude, dem Bedienten des Aldobrandin seine Uhr, und geht mit seiner geliebten Rose weg. Nie hat eine Theater-Szene mir grösseres Vergnügen gemacht, und nie hab' ich eine so schwere Rolle, wie die von Mad. la Ruette, besser spielen gesehen. Die Rose bekommt in ihren Händen ein unbeschreibliches Interesse. (*) Ich kenne diese Schauspielerin persönlich. Es ist die beste, simpelpste kleine Frau, die sich bedenken läßt, und, was auf dem hiesigen Theater viel gesagt ist, von unbescholtnen Sitten.

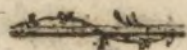
Das

(*) Wie, wenn eine Wanduhr bestimmt wäre, nach geendigter Viertelstunde, die Lösung zu geben; Eleonore könnte sich nicht entschliessen, vor dem entscheidenden Augenblick ihre Schwachheit zu gestehen; die Uhr schlug; ihr Liebhaber würfe sich ohne Hoffnung zu ihren Füßen;

Das Schrecken, das man uns in Paris gemacht hat, wissen Sie aus den Zeitungen. Herrn de la Lande fiel es ein, als ein zweyter Jonas, uns durch die Annäherung eines Cometen den Untergang zu prophezeihen. Unter den kleinen Geistern ward eine allgemeine Bestürzung; die übrigen aber vertrieben sich, in Erwartung des Cometen, die Zeit so gut als möglich. Ich war unterdessen zu ***, wo Madame *** ihrem Gemahl ein kleines Fest anrichtete. Dieser wußte nichts davon. In einer, mit Blumen geschmückten, wohl erleuchteten Grotte wurde Comödie gespielt. Die Coulissen bestanden aus natürlichen Orangenbäumen, voller Blüthen und Früchte, und die Schauspieler waren die beyden kleinen Töchter des Hauses, sieben bis acht

Füßen; die Geliebte lag in oben geschilderter Situation da; kurz vor dem letzten Schlage fiel die Rose; und Eleonore entfernte sich? Sollte die Wirkung der Scene nicht dadurch verstärkt werden? Vielleicht gefällt es einigen von unsren Leserinnen, darüber nachzudenken, oder wenigstens sich selber im Stillen zu fragen, wann und wie sie die Rose am liebsten hätten fallen lassen.

Der Uebersetzer.



acht Jahr alt, nebst den Söhnen eines benachbarten Edelmanns. Das Stück in zween Aufzügen, die Musik, und Verzierung des Saals, alles war die eigne Arbeit jener liebenswürdigen Mutter. Das Interesse des Stücks; die rührende Naivetät der Musik; das Vergnügen, womit die vortrefliche Frau die Empfindungen ihres Mannes bemerkte (welcher viel älter, als sie ist); und die Zärtlichkeit des Vaters der kleinen Schauspielerinnen, der, mit Freudenthränen im Auge, die Hand der Mutter drückte, machte diese Scene unaussprechlich rührend. Alle Zuschauer fühlten die reine Freude, welche man fühlen muß, wenn häusliche Tugend und Einfalt der Sitten, mit Talenten vereinigt, im Schoosse des Ueberflusses ihre Rechte behaupten, u. s. w.

